Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 27 — Leipzig, den 4. Juli — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 3 — Der Pessimismus im Alten Testament: 1 — Die Bremer stvorstellungen der geistlichen Oper „Christus“ von Anton Rubinstein — Zum Prozeß Mellage — Verschiedenes: Der olog des Johannesevangeliums in den Hochalpen; Ueber den Einfluß des juristischen Elements; Wie gewinnt die evangelische Kirche ihre lornen Glieder wieder?; Michael Baumgarten; Der Sozialismus der Gegenwart; Prediger Hülle; Die Badische Landeszeitung — Zur achtung — Anzeigen

Agrapha

d. i. außerevangelische Worte Jesu

3

Wer mir nahe ist, ist nahe bei einem Feuer; wer n von mir ist, ist fern vom Reiche. Origenes, Pre- ten über Jeremias (XXX, 3).

Dieses Wort des Herrn wird nur zweimal angeführt, und ist nicht unmöglich, daß der zweite Schriftsteller, Didymus n Alexandrien, es nur aus Origenes kannte. Denn er ist n diesem auch anderwärts stark abhängig, und die Quelle ner Gelehrsamkeit ist nicht selten in den zahlreichen Schriften nes großen Landsmannes zu suchen. Origenes selbst war nsichtlich dieses Wortes seiner Sache nicht ganz sicher. „Ich be irgendwo als ein Wort des Heilands gelesen,“ so recht- tigt er die Anführung des Zitates. Daß er es nicht selbst einem Evangelium gelesen hat, geht aus seinen Worten mit mlicher Deutlichkeit hervor. Er hat es irgendwo gefunden d zweifelt darum, ob es wirklich von Jesu gebraucht worden . Die Frage läßt sich für uns jedenfalls nicht mehr lösen. er das können wir wohl sagen: an der Möglichkeit, daß der Heiland gebraucht hat, ist nicht zu zweifeln. Es atmet nen Geist. Der von sich sagte, er sei „gekommen, ein Feuer werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon tzündet“ (Luk. 12, 49), der nicht Frieden brachte, sondern s Schwert (Matth. 10, 34), der konnte auch recht wohl sich bst als ein Feuer bezeichnen, das unter den Menschen an- zündet ist.

Aber was hat der Heiland mit dieser Bildrede sagen ollen? Das Wort ist zu kurz, und wir kennen seinen Zu- mmenhang nicht. Darum werden wir auch darauf verzichten üssen, den ursprünglichen Sinn mit Bestimmtheit zu ermitteln. ennoch wird man in der Deutung nicht leicht fehl gehen nnen.

Wer fern von dem Heiland ist, ist auch fern von seinem eiche. Dieser Teil des Ausspruchs ist vollkommen klar. Ohne rch ihn giebt es keine Teilnahme an seinem Reich; keinen ugang dazu, ohne durch ihn. Er ist die Thüre, die zu der errlichkeit führt (Joh. 10, 7. 9). Wer ferne steht, kann besten- lls etwas ahnen von dem, was der Vater seinen Kindern, len, die ihn lieben, bereitet hat. Aber er muß draußen stehen nd hat kein Recht, die Hand auszustrecken nach seinem Anteil. e ferner von Jesu, desto ferner von seinem Reiche.

Wer aber nahe bei ihm ist, ist nahe bei einem Feuer. esus war gewiß nicht das, was man eine vulkanische Natur ennt. Bei ihm sehen wir nichts als die großartige Ruhe eines Mannes, der mit sich selbst im Frieden, sein Ziel klar erkennt nd konsequent verfolgt. Er übersieht die Schwierigkeiten nicht, e der Erreichung seines Zieles im Wege stehen, und er über- eugt sich bald, daß sich für ihn diese Schwierigkeiten zu einem eidenslos sondergleichen zusammenballen. Aber er macht keinen Versuch, den Knoten mit einem raschen Schwerthieb zu zer- hauen, wie es ihm wohl Petrus geraten haben mochte. Er sieht vielmehr in einer solchen Aeußerung satanische Einflüste- rung: „Weiche hinter mich, Satan; du bist mir ein Anstoß. Denn du denkst nicht, was Gott ansteht, sondern das, was den Menschen“ (Matth. 16, 23). So dämpft er auch der Donner- söhne Johannes und Jakobus Eifer, die gleich bei der Hand sind, Feuer auf eine ungastliche Stadt herabzuwünschen. „Da wandte er sich um und bedrohte sie“ (Luk. 9, 55).

Dennoch hat auch Jesus, wie alle großen Geister, irgend- wie etwas Vulkanisches an sich gehabt. Was Jesaja einst sprach, ward in ihm Wahrheit. „Und zwar wird das Licht Israels zum Feuer und sein Heiliger zur Flamme werden, die wird brennen und seine (d. i. Israels) Dornen und sein Gestrüpp an einem Tage verzehren“ (Jes. 10, 17). Neben ihm konnte nichts Unheiliges bestehen. Was unrein war am Menschen, mußte vergehen vor der reinen Flamme seines Blickes. Er will auf die Menschen wirken wie die Feuersglut auf das Erz. Das Erz zerschmilzt, und die Schlacke scheidet sich aus, damit der reine Kern ans Licht treten kann. Vor ihm, dem Hohen, muß der sündige Mensch niederfallen mit dem einzigen Ge- danken und dem einen Bekenntnis: „Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr“ (Luk. 5, 8).

So will der Herr nicht nur ein Feuer anzünden in der Welt, er will auch selbst ein brennendes, verzehrendes Feuer sein. Er will es auch heute noch sein. Sein Wort ist nicht eine Schlacke, die, nun ausgeglüht, von einem ehemaligen Brande Zeugnis giebt. Es ist ein Feuer, das uns in die Herzen brennt und in unsern Herzen neue Gluten der Liebe, einer weltüber- windenden Glaubenszuversicht entfacht. Wer sich unter seinen Einfluß begiebt, steht im Strahlenkreise dieses Feuers, und er kann nicht anders: er muß selbst entbrennen. Solche Jünger will der Herr haben. Wems zu heiß wird in solcher Glut, der mag beiseite treten. Niemand wehrt es ihm. Aber er mag daran denken: „wer fern von mir ist, ist fern vom Reiche.“

E P

Der Pessimismus im Alten Testament

1

„O Eitelkeit der Eitelkeiten!“ spricht der Prediger, der unter dem Namen des Sohnes Davids, des Königs von Jeru- salem, in einer der jüngsten Schriften des alttestamentlichen Kanons lehrend auftritt. „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel! Welchen Gewinn hat der Mensch von aller der Mühe, die er sich giebt unter der Sonne?“ Der Prediger weiß, daß es in der Natur stets beim Alten bleibt: es giebt nichts Neues unter der Sonne (Pred. 1, 1 bis 3 und 4 bis 11). Aber er weiß mehr: auch menschliches Streben nach Weisheit führt nicht zum Ziel. Es ist ein schlimmes Geschäft, das Gott den Menschen- kindern anheimgegeben hat, sich damit abzumühen (V. 13), denn:

Wo viel Weisheit ist, ist auch viel Unmut, und je mehr man Erkenntnis erwirbt, desto mehr Bekümmernis (V. 18).

Da sagte ich zu mir selbst: Auf, versuchs einmal mit der Lust! Genieße, was Freude macht! Und siehe, auch dies war eitel. Zum Lachen mußt ich sagen: Thorheit! Und zur Lust: Was schafft sie? (2, 1 f.)

Und nun erweist der geistvolle Prediger im einzelnen dieses tief traurige Resultat seiner Weisheit, bis er in seiner Betrachtung zur „bleibenden Wohnung des Menschen" gelangt, „aus der es keine Wiederkunft zum Leben giebt," wenn „der Staub zur Erde zurückkehrt, wo er herkam, und der Hauch zu Gott, der ihn gegeben. „O Eitelkeit der Eitelkeiten," damit schließt er, wie er damit begonnen hat, „alles ist eitel!" (12, 5 ff.)

Jeder unbefangne Leser des Buches wird einen stark ausgeprägten Pessimismus in ihm entdecken, wenn man nämlich mit diesem Worte ganz im allgemeinen eine Weltanschauung bezeichnet, deren Ergebnis eine tiefe Enttäuschung des Menschen in Bezug auf den Wert und das Ziel seines Lebens ist, bei der er die Lebensfreudigkeit und damit auch die Freude am eignen Schaffen und Streben aufgiebt, weil er einsieht, daß eine wahre und bleibende Befriedigung seines tiefsten auf das Leben gerichteten Verlangens nicht möglich ist. Wohl wäre es kein Pessimismus, wenn über das irdische Leben hinaus eine Aussicht oder eine Gewißheit künftiger Frucht des diesseitigen Lebens und Thuns in die Weltanschauung des Predigerbuches eingefügt wäre. Von einer Hoffnung auf eine Auferstehung, einem Glauben an Unsterblichkeit und ein ewiges Leben ist aber gerade in diesem Buche auch nicht die geringste Spur zu finden, und zwar auch gerade da nicht, wo man dies als die Lösung des traurigen Rätsels unsers eiteln Daseins unbedingt erwarten müßte, wenn der Verfasser eine solche Hoffnung kännte. Er kennt sie offenbar nicht.*) Und wir müssen um der Wahrheit willen hinzufügen: die Schriften des Alten Testaments sprechen überhaupt nirgends die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele klar aus, setzen auch nirgends die Unterscheidung von irdischem und jenseitigem, vergänglichem und ewigem Leben des Menschen voraus. Gerade die Behandlung unsres Themas wird uns diese Thatsache klar vor die Seele stellen, wird uns dann aber auch Gelegenheit zu der Erkenntnis geben, daß erst auf den Höhepunkten alttestamentlicher Frömmigkeit die leise Ahnung, der staunende und beseligende Ausblick Einzelner auf ein jenseitiges Leben in vollkommener Gemeinschaft des Menschen mit Gott erwacht. Zur Glaubenslehre Israels in der Zeit, die uns die alttestamentlichen Schriften beleuchten, gehörte dieser Punkt jedenfalls nicht, wenn man überhaupt von einer offiziellen Glaubenslehre, einer kirchlichen Dogmatik in Israel sprechen darf. Das Auge der Frommen wie der Unfrommen in Israel war während dieser ganzen Zeit auf das Diesseits als auf den Schauplatz gerichtet, auf dem wie das Leben und Streben der Menschen so auch die Selbstoffenbarung des Einen heiligen und lebendigen Gottes an das Volk und an seine Propheten sich vollzog.

Aber wenn ich dies, um hier keinen Zweifel über das Ergebnis meiner Untersuchung über diesen wichtigen Punkt Raum zu lassen, vorausschicke, so sei das andre ebenso bestimmt hervorgehoben, daß nämlich der Pessimismus, wo wir ihn im Alten Testamente finden, Glauben und Frömmigkeit durchaus nicht ausschließt. Das Predigerbuch zeigt uns dies auf Schritt und Tritt. Der Verfasser denkt gar nicht daran, etwa um seines Pessimismus willen Gotte den Abschied geben zu wollen; auch wenn er es hie und da in seinen Lehren mit dem Genießen des Augenblicks, mit dem gemäßigten von Ruhe und Weisheit durchzognen Genußleben hält (2, 24 f.; 3, 12. 22; 5, 17; 6, 9; 8, 15; 9, 7 f.; 11, 9), erkennt er unbedingt auch dies als Gabe von Gott an (2, 24 bis 26); nicht ein Tadel, ein kritisirendes Sichaufbäumen gegen Gott, nicht Prometheische Gedanken, sondern Gottesfurcht und das Gefühl unbedingter Abhängigkeit des Menschen von Gott ist der Grundton seiner pessimistischen Schrift (vergl. nur z. B. 3, 11; 4, 17; 5, 1 bis 6 und 17 bis 19). Es ist

*) Denn an der einzigen Stelle, wo er der Frage darnach ins Auge schaut, geht er mit den Worten daran vorüber: „Alle gehen an den nämlichen Ort; alle kommen vom Staube, und alle kehren zum Staube zurück. Wer weiß denn, ob der Hauch des Menschen aufwärts geht, und der Hauch des Viehes abwärts zur Erde?" (3 20 bis 22.)

der ganz moderne, nicht durch Schopenhauer, wohl aber dur die Erneuerer Schopenhauers, Eduard von Hartmann und Nac folger, geläufig gewordne Begriff des Pessimismus, wonach de selbe Gottesleugnung und Verleugnung der Frömmigkeit als seinem Wesen gehörig in sich schließen soll. Aber ich mein so leicht und so oft auch an eine pessimistische Grundanschauun der bewußte Atheismus und Materialismus sich anschließen wir so wenig kann doch diese Konsequenz als eine allgemeine u aus dem Wesen des Pessimismus mit Notwendigkeit sich e gebende angesehen werden. Ein leichtsinniger Optimist ist mi destens ebenso gefährdet in seinem Glauben wie ein verbittert Pessimist.

Was zugegeben werden muß, ist vielmehr nur dieses: wen die pessimistische Weltanschauung und Stimmung an einen Go von Herzen dienenden Menschen herantritt, wenn er durch eig Erfahrung und Erkenntnis zur schmerzlichen Enttäuschung da über gelangt ist, worauf er früher gehofft, sicher gerechnet hat als auf das Ziel und den Wert seines Lebens, dann ist seine innern Menschen und damit auch seinem Gottesglauben ei Aufgabe erwachsen. Steht er dabei auf der Stufe des Natu dienstes, so kann er sie zu lösen suchen durch Uebergehen vo Dienste einer Gottheit zum Dienste einer andern. Steht aber als Monotheist im Dienste des Einen Unsichtbaren, und er bis zum lebendigen Bewußtsein seines persönlichen inne Verhältnisses zu ihm gelangt, so tritt, nicht als eine Schu frage, sondern als ein in seinem Herzen brennendes Pr blem, an dem sein Wohl und Wehe hängt, die Frage an ih heran: wie kann der absolute Herr meines Lebens, auf den i ganz und gar gegründet, im Einzelnen und Kleinsten wie in der Hauptentscheidung meines Lebens allein angewiesen bi mich in ein Leben setzen, von dem ich wünschen muß, daß möglichst bald aufhöre, da es elend und eitel, wertlos und qua voll ist?

Und es hängt nun für den bewußten Monotheisten vo der Kraft und Klarheit seines Glaubens und Gottesdienstes a ob er dieses Problem überhaupt seiner entscheidenden Bedeutu nach aufnimmt und in den Mittelpunkt seines Denkens u Strebens stellt oder nicht; zweitens aber, ob er zu einer Lösu gelangt, die ihn und Andere wirklich befriedigt, die ihn von d Seelenqual eines so tiefen Widerspruchs im eignen Busen b freit. Mit andern Worten: der Pessimismus wird, wo er a dem Boden der Religion sich geltend macht, zum treibende Prinzip der Fortentwicklung, ja zum Kampf auf Leben und T zwischen dem Abfall der Seele von dem, in dem und aus de sie lebt, und zwischen ihrer Erlösung aus einem auf die Dau unerträglichen Zustande.

Um so bedeutsamer aber wird die ernstliche Aufnahm dieses Kampfes der Anbeter Gottes im Geiste sein, je größ der Gegenstand ihres Hoffens, der Inhalt und das Ziel ihre Strebens ist. Nicht nur das individuelle Glück des Einzelne sondern Gott selbst und sein Volk, der Beruf Israels als Volke der Offenbarung des Einen und seines heiligen und allmäc tigen Willens — das ists, was die Seelen der Helden diese Volks bewegte. Für dieses höchste Gut einzutreten, dieses höchs Ziel an Israel und durch Israel an der Welt zu erreichen, da war der große Lebensinhalt der Propheten. Aber gerade ihne konnte deshalb der Kampf mit dem bittersten Leid, mit eine verzweifelten Stimmung der Seele am wenigsten erspart werde wenn sie wieder und immer wieder sehen mußten, daß sie gegen wärtig nichts erreichten. Hier nimmt nun aber auch der Pess mismus und das Ringen der Geister gegen ihn von vornherei eine reinere, großartigere Gestalt an als da, wo nur die indi viduelle Frage: Was soll ich thun, um glücklich zu werden? di Seelen bewegt.

Wie in einem Bilde schauen wir den Jahrhunderte dauernde gewaltigen Kampf der Propheten Jahves*) für seinen Dienst, de gleichbedeutend mit dem Heil des Volkes war, gegen den imme sich erneuernden schrecklichen und erniedrigenden Naturdien vorgezeichnet in der bekannten Erzählung von Elia's Verzweif

*) Dürfen wir unsern Lesern allen zumuten, sich für das un richtige „Jehova" an das richtigere „Jahve" zu gewöhnen? D H

ung (1 Kön. 19). Elia flieht vor der rachedürstenden phönizischen Gemahlin des Königs Achab, vor Isebel, die wutschnaubend vernommen hatte, daß der Prophet ihre geliebten Baalspriester geschlachtet hatte; er will sein Leben retten, kommt bis Beerscheba im Lande Juda und läßt seinen Diener daselbst.

Er selbst ging einen Tag lang durch die Wüste, setzte sich unter einen Ginsterstrauch und wünschte sich den Tod, indem er sagte: Es ist genug, Jahve! Nimm mein Leben! Ich bin nicht besser als meine Väter!

Und als er, durch Jahve wunderbar gestärkt, sich noch einmal aufmacht und weit entfernt in der Höhle auf dem Berge Horeb von seinem Gott heimgesucht wird und ihm die Frage entgegentritt: „Was thust du hier, Elia?" d. h. warum hast du dich meinem Dienst entzogen? da antwortet er:

Ich habe für Jahve, den Gott der Heerscharen, geeifert, weil die Israeliten deinen Bund verlassen, deine Altäre zerstört und deine Propheten ermordet haben. Ich bin allein übrig geblieben, und nun wollen sie auch mir das Leben nehmen.

Wohl zeigt ihm sein Gott, daß er nicht im wütenden Orkan, im Erdbeben und im Feuer gewaltsamen Kampfes, sondern im stillen, sanften Sausen des Geistes der Barmherzigkeit gegenwärtig sei, daß auch noch Siebentausend in Israel übrig sind, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal, und Elia arbeitet weiter in seinem Dienst. Aber wie oft hat dann bis zum Falle Jerusalems im Jahre 598 v. Chr., bis zur Vernichtung beider Reiche durch die babylonische Weltmacht die freien Diener Jahves, die Propheten, im Kampfe gegen den Widerstand der Trägheit und Bosheit der fleischlich gesinnten Mehrheit des Volkes dieselbe Verzweiflung ergriffen wie Elia! Wie am Anfange dieses mehr als dreihundertjährigen Kampfes der große, aber gewaltthätige Prophet des nördlichen Reiches, so klagt kurz vor der Endkatastrophe, die er voraussagt, und für deren Weissagung er in den Block gelegt wird, Jeremia, der Prophet Judas, vor und während des Exils:

Du hast mich beredet, Jahve, und ich habe mich bereden lassen; ja Du hast mich gezwungen und hast es durchgesetzt! Und nun bin ich zum Gelächter Tag für Tag; alle Welt höhnt mich. So oft ich rede, muß ich aufschreien, über Gewalt und Mißhandlung klagen; denn täglich schafft mir das Wort Jahves Spott und Schmach (20, 7 f.).

Ich dachte wohl: ich will seiner nicht mehr gedenken, ich will seinen Namen nicht mehr nennen. Aber in meinem Herzen war's wie ein brennend Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen. Ich habe mich abgemüht, es zu ertragen; ich hab's nicht gekonnt (20, 9).

Er fühlt die Versuchung und spricht:

Ich höre das Gerede der Menge: „Gebt ihn an! wir wollen ihn angeben!" Schrecken ringsum! Alle meine Freunde selbst lauern auf meinen Fall: „Vielleicht läßt er sich verleiten, und wir können ihm was anhaben und Rache an ihm nehmen" (20, 10).

Aber er endigt dennoch mit den glaubensgewissen Worten:

Jahve ist mit mir wie ein gewaltiger Held; darum werden meine Verfolger fallen und nicht Meister werden, sie werden sich schämen müssen, weil es ihnen nicht gelungen ist, eine ewige unvergeßliche Schmach! Jahve der Heerscharen prüft den Gerechten, er schaut in Herz und Nieren. Ich werde mich an Deiner Rache letzen; denn Dir befehl ich meine Sache. Singet Jahve! Preiset Jahve! Er rettet das Leben des Armen aus der Hand der Frevler (20, 11—13).

H Z

Die Bremer Festvorstellungen der geistlichen Oper „Christus"

von Anton Rubinstein im Mai und Juni 1895

1

Der am 20. November 1894 in Petersburg aus dem Leben geschiedne Komponist Anton Rubinstein beschäftigte sich lange Zeit mit der Einführung einer neuen musikalisch-dramatischen Kunstgattung, die er die „geistliche Oper" nannte. Er hat sich darüber mannigfaltig ausgesprochen und insbesondre angegeben, wie er zu dieser Idee gekommen, wie er ihre Ausführung sich dachte, und was er davon erhoffte. Er war ein genauer Kenner des modernen Oratoriums; aber er gestand, daß es ihn je länger desto energischer zum Protest stimmte. Selbst die Meisterwerke dieses Genre ließen ihn — nicht bei ihrem Studium, sondern beim Hören in den Aufführungen — immer kalt. Die Steifheit der Formen, sowohl der musikalischen wie der poetischen, erschien ihm wie ein Widerspruch gegen die hohe Dramatik des Stoffs. Er sagte sich, wieviel großartiger und packender die Wirkung sein müsse, wenn die Handlung in dramatischer Aktion zugleich für das Auge dargestellt werde. Ja er forderte geradezu zur Umarbeitung der großen klassischen Oratorien in diesem Sinne auf und meinte, daß diese Arbeit nicht schwierig sei und den musikalischen Teil in keiner Weise beeinträchtige. Er selbst änderte seine frühern Werke „Das verlorne Paradies" und „Der Turmbau zu Babel," die ursprünglich als Oratorien erschienen waren, nach diesem Gesichtspunkte um und gab sie später als „geistliche Opern" heraus. Als solche erschienen auf dem Höhepunkte seiner künstlerischen Produktion „Kain und Abel," „Mose," „Das hohe Lied" und endlich das bedeutendste Werk „Christus." Rubinsteins Intentionen gingen dabei nicht auf Vertretung und Förderung irgend welcher kirchlichen Interessen, sie galten lediglich dem Dienst und der Erhebung der Kunst. Die Kunst dürfe nach seiner Ueberzeugung kein ideales Gebiet ausschließen, sie habe den Beruf, durch ihre Mittel auch das Höchste darzustellen und vorstellig zu machen. Die „geistliche Oper" insbesondre habe die Entwicklung der Religion darzustellen bis zu ihrem Höhepunkt in dem Welterlöser. Dem Einwand, daß christliche Stoffe wegen ihrer religiösen Weihe nicht schauspielerisch dargestellt werden dürften, begegnet er mit großer Energie. Die Kunst habe den höchsten Kulturzwecken zu dienen, ein „geistliches Theater" entweihe nicht, sondern erhebe zur Andacht. Er weist darauf hin, daß das Mittelalter die christlichen Mysterien fortwährend zu plastischer Darstellung gebracht habe. Er erinnert daran, welch mächtigen Eindruck die Oberammergauer Passionsspiele in unsrer Zeit auf jedes Gemüt trotz ihrer mehr als naiven Musik machten. Er sagt prophetisch voraus, daß Bühnenaufführungen Bachscher, Händelscher und Mendelssohnscher Werke eine eminente Begeisterung hervorrufen würden. Aber freilich, er will für die „geistliche Oper" nicht die weltliche Bühne haben. Da alles Weltlich-profane der neuen Kunstgattung ferngehalten werden müsse, so dürfe die gewöhnliche Opernbühne dafür nicht benutzt werden. Er denkt sich, daß in einzelnen Städten, wo die Mittel dazu aufgebracht werden könnten, in Bayreuther Art „Weihfestspielhäuser" für die Aufführung geistlicher Opern zu erbauen seien. Es ist zweifellos, daß Rubinstein von Wagnerschen Ideen angeregt wurde, und daß auch der Erfolg der protestantischen Luther- und Gustav-Adolffestspiele seine Gedanken beschäftigte. Wie diese meistens nicht in das weltliche Theater einkehrten, wie sie durch Laienkräfte oft in überraschendster Weise aufgeführt wurden, doch so, daß die Hauptrollen wohl immer von geeigneten Berufsschauspielern gegeben wurden, so wünscht unser Komponist, daß bedeutendere Städte zu bestimmter Zeit — etwa in der Passionszeit, in der Karwoche, am liebsten zu einer Zeit, wo eine Kollision mit dem weltlichen Theater nicht stattfindet — in besonderm Weihfestspielhause der Kunst zu ihrer höchsten, zur religiös-dramatischen Entfaltung eine Stätte bereiten. Er ist dabei der Ueberzeugung, daß ein solches Unternehmen nicht nur möglich sei, daß vielmehr die gegenwärtige Entwicklung es geradezu erfordere. Wenn die Kunst sich ihrer höchsten Bestimmung bewußt werde, so sei zu erwarten, daß dadurch eine heilsame Reaktion gegen verkehrt realistische Tendenzen herbeigeführt werde. Obwohl sie keine direkte Beziehung auf kirchliche Interessen habe, so werde sie in ihren Fortschritten doch der Weckung echt religiösen Sinnes zu gute kommen.

Das sind, einigermaßen zusammengefaßt, die Gedanken, die Rubinstein zur neuen Kunstgattung der „geistlichen Oper" führten. Fragen wir zunächst, ob sie zu billigen sind. Wir lassen dabei außer Betracht, welchen Eindruck die erste Aufführung einer seiner geistlichen Opern, seines „Christus," hervorgerufen hat. Verständigen wir uns zuerst darüber, ob die prinzipiellen Ideen, die er in die Zeit geworfen hat, Berechtigung haben oder nicht.

Wir brauchen dabei kaum auf jene Rede Rücksicht zu nehmen, es sei eine Profanation, wenn die heilige Geschichte, insbesondre das Leben des Heilandes, in unsern Theatern dargestellt werde. Wie schon bemerkt, liegt es den Intentionen Rubinsteins gänzlich fern, der weltlichen Bühne dasjenige preiszugeben, was der

Christ mit heiliger Ehrfurcht betrachtet. Er wünscht die Kunstgattung der geistlichen Oper prinzipiell von dem weltlichen Theater zu trennen.

Er will ihr eine Stätte bereiten, die ihrer würdig ist. Er wünscht sie nicht zur Unterhaltung eines Publikums oder gar zu dessen Vergnügen zu verwenden. Hier soll vielmehr der Höhepunkt der musikalisch-dramatischen Kunst in weihevollster Weise erreicht werden. An besondrer, eigens dazu hergerichteter Stätte soll zu besondrer Zeit — in einer Zeit, die sich in weihevoller Erinnerung von andern Zeiten abhebt — die Kunst auch das religiöse Leben darstellen und von ihren Prinzipien aus das Höchste und Heiligste, was den Menschengeist beschäftigt, plastisch und dramatisch vorführen. Rubinstein ist der Meinung, daß ihr solches nicht versagt werden könne. Niemand nimmt daran Anstoß, wenn der Maler die heilige Geschichte zum Gegenstande seiner bildlichen Darstellung macht. Niemand verwehrt es ihm, wenn er Szenen aus dem Leben des Heilands malt. Die musikalische Darstellung des Heiligen aber ist besonders geeignet, Herz und Gemüt auf eine tiefe Empfindung des religiösen Gedankens zu stimmen. Wenn nun Musik und lebendige plastische Darstellung (im Unterschied von der Darstellung auf der Leinwand) sich in der geistlichen Oper vereinigen, mit welchem Rechte könnte man dies beanstanden? Ein Maler kann durch seine Darstellung einen heiligen Gegenstand profaniren, der Musiker ebenfalls. Aber fühlen wir aus dem, was sie uns darbieten, ernste und heilige Kunst heraus, so sind wir ihnen dankbar. Das Oratorium des Konzertsaales hat sich längst bei uns eingebürgert. Es ist ein Kunstprodukt, das aus dem Trieb ernster und würdiger Kunst entstanden ist. Nicht kirchlich-religiöse Motive haben zu seiner Anbauung geführt. Aber niemals hat es zu Bedenken Anlaß gegeben, daß durch die musikalische Darstellung des dem Christen Heiligen im Konzertsaale dieses profanirt würde. Der Konzertsaal ist dazu meistens die Stätte rein weltlicher Musik, wohl gar der sehr gewöhnlichen Zerstreuung und Lustbarkeit. Das Oratorium des Konzertsaals ist endlich keineswegs eine lediglich musikalische Wiedergabe der biblischen Erzählung: das Oratorium ist in beschränkter Weise und in seiner Art auch dramatisch. Es treten darin handelnde Personen auf, verschiedne Sänger singen die einzelnen Partien, Chöre wechseln mit Soli. Dabei wird die verbindende Handlung — zwar nicht in allen Oratorien, aber dann und wann, z. B. in den Bachschen Passionsmusiken — von dem „Evangelisten" gesungen. In Wahrheit sind auch diese Oratorien schon dramatisch-musikalische Darstellungen, nur insofern unvollständig, als die dramatische Darstellung wohl durch die Musik, nicht aber durch szenische Handlung erfolgt. Wir können daher wohl verstehen, daß ein Mann wie Rubinstein, in dem der Kunstsinn nach den verschiedensten Seiten ausgebildet war, das Unvollständige des Oratoriums besonders mißmutig empfand. Es geht ja die neuere Entwicklung dahin, die verschiednen Künste zu dem Zwecke zu vereinigen, den vollen künstlerischen Eindruck dadurch hervorzurufen. Unsre Vorfahren waren in dieser Hinsicht bescheidner. In der Oper begnügten sie sich mit den geringsten Mitteln und mit der einfachsten Szenerie. Richard Wagner verlangte zuerst mit prinzipiellem Nachdruck, daß alle darstellenden Künste sich in der Oper zum vollen künstlerischen Eindruck vereinigen müßten. Rubinstein war sich deshalb auch bewußt, daß er mit seiner „geistlichen Oper" nicht etwa etwas Neues verlange, sondern daß er nur vollende, was unvollständig längst bestehe. Wie Wagner die weltliche Oper über ihr bisheriges Niveau erhob und vervollständigte, so zog Rubinstein die Konsequenz des bisherigen Oratoriums. Er konnte sich darum auch nicht denken, daß wer das Oratorium zulasse, die „geistliche Oper" ablehnen werde. Ich muß urteilen, daß er darin Recht hat, und wüßte nicht, welches Recht bestünde, prinzipiell die Idee der geistlichen Oper abzulehnen.

2

Rubinstein hatte sich jahrzehntelang bemüht, seine geistlichen Opern auf die Bühne zu bringen, obwohl umsonst. Zu große Schwierigkeiten waren zu überwinden, um seine Gedanken in die That umzusetzen. Er selbst war auch keineswegs der Mann, um Theaterdirektoren, die den Versuch wagen wollten, zu ermutigen.

Er sprach stets mit großer Bescheidenheit von seinen Werken. Obwohl er von dem Siege seiner Idee fest überzeugt war, so meinte er doch nicht, daß er in der praktischen Ausübung sofort das Höchste erreicht habe. Die pekuniären Anforderungen, die selbst ein bescheidner Versuch stellte, waren außerdem so groß, daß man es niemandem, der mit der Einnahme zu rechnen hatte, verdenken konnte, wenn er ablehnte. Ablehnte auch dann, wenn der Komponist zu Konzessionen sich herbeiließ, um nur eine erste Vorstellung zu ermöglichen. Er wollte vorläufig das eigne Festspielhaus — die Kirche der Kunst, wie er es nannte — preisgeben; er fand eben nicht, wie einst Richard Wagner, einen fürstlichen Gönner, der ihm pekuniäre Mittel zur Verfügung stellte. Nur dabei blieb er stehen, daß sein Festspielhaus ein besondrer Raum, wenn auch nur ein flüchtig gezimmerter Holzbau, sein müsse; wenn man aber durchaus eine weltliche Theaterbühne zu dem ersten Versuche gebrauchen wolle, so müsse eine Aufführungszeit gewählt werden, die mit der sonstigen Zeit des Theaterbesuchs nicht zusammenfalle.

Rubinstein hat die erste Aufführung einer seiner geistlichen Opern nicht mehr erlebt, mitten in den Vorbereitungen zu seinem „Christus," an denen er den lebhaftesten Anteil nahm, wurde er durch einen Herzschlag abgerufen. Er litt an einem Herzfehler und ahnte, daß er plötzlich und rasch scheiden werde. Er drängte deshalb seine Freunde und Verehrer oftmals, nicht zu zögern; das Land seiner Sehnsucht sah er dennoch nur von ferne. Drei Städte waren mit ihm in Verbindung getreten, um Verhandlungen wegen Aufführung einer geistlichen Oper anzuknüpfen: Breslau, Dresden und Bremen. In Dresden wollte man eine eigne Bühne zu diesem Zweck erbauen. Der Plan besteht noch, und es ist zu hoffen, daß man nach dem Bremer Erfolge ihn in nicht zu ferner Zeit ausführt. In Breslau und Bremen vereinigten sich die Kunstfreunde, die von den musikalisch-poetischen Schönheiten der Rubinsteinschen Schöpfungen angezogen waren, zur Aufführung des „Christus" im Sommer 1895. Das Bremer Stadttheater erschien dazu wegen seiner Lage geeignet; an die Spitze des Unternehmens trat der Breslauer Theaterdirektor Dr. Löwe. Rubinstein hatte stets gerade auf seinen „Christus" die größten Hoffnungen gesetzt, er bezeichnete dieses Werk als das Hauptwerk seines Lebens. Er war überzeugt, daß die Strömung der Zeit, namentlich in Deutschland, dem erhabnen Stoffe entgegenkomme, und daß das Werk zugleich eine künstlerische und eine sittliche Mission zu erfüllen berufen sei (vgl. die Festschrift zu den Bremer Vorstellungen von Hermann Starcke). Die andern geistlichen Opern Rubinsteins sind zum Teil äußerlich effektvoller, da dort die dramatische Bewegung lebhafter ist. Der „Christus" aber steht in poetischer und musikalischer Beziehung am höchsten. Man entschied sich also für ihn und ging vor einem Jahre eifrig an die sehr schwierige Vorbereitung. Nicht weniger als 350 Bremer Damen und Herren sagten ihre Mitwirkung zu, mit unermüdlicher Ausdauer studirten sie die nicht ganz leichten Chöre ein. Für die meisten Solopartien wurden theatralische Gesangskräfte gewonnen, übrigens auch Konzertsänger und Konzertsängerinnen. Nach Rubinsteins Wunsch und Bestimmung sollte der „Christus" von dem bekannten Konzertsänger von Zur-Muehlen gesungen werden; er hielt diesen dazu für besonders, vielleicht gegenwärtig für allein vollkommen geeignet. Uebrigens wurden alle Hauptrollen doppelt besetzt. Man beabsichtigte zehn Aufführungen. Der Erfolg rechtfertigte es, daß man später noch vier hinzunahm. Rubinstein selbst wollte sein Werk dirigiren. An seine Stelle trat der sehr tüchtige Dirigent des Berliner Opernhauses Dr. Muck. Mit künstlerischem Beirat und mit genauster historischer Kenntnis wurden die Kostüme, Requisiten und Dekorationen angefertigt. Das, was in dieser Hinsicht geleistet wurde, erregte mit Recht Anerkennung und Bewunderung. Das Bremer Stadttheater verwandelte sich — wenigstens einigermaßen — in ein Rubinsteinsches Festspielhaus; alle Ränge und Logen wurden mit dunkelm Tuche ausgeschlagen; von gleichem Stoffe ist der Vorhang, über demselben ein Kreuz, von zwei Palmenwedeln umgeben. Für die Besucher der Festvorstellungen wurden besondre Vorschriften bekannt gemacht. Jeder Applaus unterblieb; bei Beginn jedes „Vorgangs" wurden die Thüren geschlossen, sodaß eine Störung

vonseiten der Besuchenden nicht stattfinden konnte. Wer in Bayreuth war, kennt diese Anordnungen in ihren wohlthätigen Wirkungen. Der Textdichter, Professor Dr. Bulthaupt in Bremen, fungirte als Regisseur und verstand es, Einsicht und Begeisterung im einzelnen zu erwecken.

So konnte man den Aufführungen mit Spannung, aber auch mit Zutrauen entgegengehen. Daß das Werk in seiner musikalischen Ausführung Bedeutendes leistete, das wußte man aus den Konzertaufführungen, die bisher in Stuttgart, Leipzig und Berlin stattgefunden hatten. Nun aber sollte das Werk als geistliche Oper erst zu voller Wirkung kommen.

3

Ich beabsichtige selbstverständlich nicht, hier eine Kritik der Bremer Aufführung zu geben. Nichts liegt mir ferner; die Leser dieser Zeitschrift erwarten das auch nicht. Vielmehr möchte ich einige Betrachtungen anstellen, die sich mir auf Grund der Bremer Festaufführungen aufgedrängt haben. Ich wiederhole dabei das nicht, was ich früher in dieser Zeitschrift (Nr. 29 Sp. 692 d. v. J.) über den Bulthauptschen Text gesagt habe. Ich vertrete dies auch jetzt noch, obwohl man in Bremen besonders viel des Lobes über die Dichtung hörte. Ich will dabei durchaus nicht leugnen, daß ihre dramatische Zusammenfassung in der That vorzüglich ist. Aber meine Ausstellungen werden nicht durch diese anerkennenswerte Seite aufgehoben.

Ich hebe also zuerst hervor, daß die vorzüglichen Aufführungen — ich wohnte ihnen dreimal bei — dem christlich religiösen Gefühl auch nicht im mindesten Bedenken erweckten. Es mag sein, daß man den Gedanken, man sitze im Theater, trotz aller Gegenwirkungen nicht ganz und nicht überall los ward; aber man ahnte dabei doch, welch eminenten Eindruck die geistliche Oper im Rubinsteinschen Festspielhause machen müsse. Das Auditorium war noch zu wenig an den Gedanken der geistlichen Oper gewöhnt. Wenn auch ohne Zweifel eine weihevolle Stimmung auf ihm ruhte: sobald der Vorhang zusammengezogen ward, ergoß man sich in Ausrufen der Bewunderung, auch wohl der Kritik. Die Disziplin des Auditoriums ist in dieser Hinsicht in Bayreuth viel größer; man spricht dort im Theater gar nicht, die Weihe der Kunst erheischt Stille. Daß diese Kunst aber jeden, gewiß auch den, der sonst den religiösen Thatsachen gleichgiltig gegenübersteht, ergriff, ernst stimmte und zum Nachdenken bewegte, das konnte man auf den Angesichtern der Hörenden wahrnehmen. Ich will damit keineswegs behaupten, daß Musik und Darstellung unter allen Umständen religiös erbauend wirken müßten. Es handelt sich hier um Kunst. Die Kunst kann religiöses Leben wohl fördern, aber nicht hervorrufen. Gewiß wird ein Nichtchrist durch solchen künstlerischen Genuß nicht zum Christen; wer aber ein Christ ist, kann durch die musikalisch-dramatische Darstellung sich gestärkt, gehoben und gefördert fühlen. Auch kann ein Nichtchrist hier zu einem ernsten religiösen Nachdenken hingeführt werden, die Kunst kann ihn in die Vorhalle des religiösen Tempels geleiten. Ich meine, daß, wenn die Rubinsteinschen Ideen, die ich oben angab, zur vollen Ausführung gelangen, die Kunst mehr als bisher zur Förderung der religiösen und geistlichen Interessen fruchtbar gemacht werden könnte. Uebrigens verhält es sich hier wie mit aller Kunst. Das Bild des Ecce homo wird an und für sich keinen zum Christen machen. Der Christ aber wird durch die künstlerische Darstellung sein Empfinden und seine Ueberzeugung gestärkt und neu und tiefer angeregt fühlen. Auch der religiös Geförderte wird die Entdeckung machen, daß ihm manches durch die künstlerische Darstellung verständlicher, faßbarer und durchsichtiger wird. Sein Nachdenken richtet sich auf manchen Punkt, an dem er bisher ohne Beachtung vorüberging. Ich gestehe, daß mich die riesige Größe, Herrlichkeit und Thatkraft des leidenden Christus in ganz besondrer Weise ergriff. Bei manchem habe ich mich nach dem erfahrnen Eindruck erkundigt. Immer dieselbe Antwort. Man erlebte das mit, was man sah und wovon die Rubinsteinsche Musik oft eine so tief ergreifende Deutung giebt. Daß die musikalische Bearbeitung in der That große und herrliche Schönheiten darbietet, kann nicht bezweifelt werden. Vielleicht war Rubinstein nicht ein originaler Komponist allerersten Ranges. Es finden sich bei ihm Anklänge an musikalische Gedanken, die vor ihm ausgesprochen sind. Aber es bezieht sich das doch immer nur auf Einzelheiten. Es kommen andre Gedankenreihen vor, an denen man Kraft und Schönheit und Originalität bewundern muß. Gewiß hat er viel von Wagner gelernt, mannigfach ist er auf dessen Stimmung eingegangen; trotzdem bietet er uns bei gleicher Situation Neues und Vollständiges. Zu dem Ergreifendsten gehört im „Christus" die Abendmahlsfeier. Ich halte sie für den Höhepunkt des Ganzen. Rubinstein hat sich dabei nicht durch die Szene im Parsifal gefangen nehmen lassen. Seine Behandlung der Musik ist hier so innig, heilig-einfach und groß, daß man sagen muß, sie steht hier völlig im Dienste des weltgeschichtlichen Augenblicks, den sie uns so tief empfinden läßt, daß man Welt und sich selbst vergißt. Wenn man zu diesem „Vorgange" jenen von entgegengesetzter Wirkung, ich meine die tumultuarische Szene vor dem Palaste des Pilatus, nimmt, so erhält man auch da den Eindruck, daß einem so manches menschlich nähergebracht und dadurch menschlich verständlicher gemacht wird, worüber man vielleicht bisher gedankenlos hinweggegangen war.

Doch eben dies führt mich nun zu einer andern Betrachtung. So bedeutend der Eindruck ist, den man von der musikalisch-dramatischen Aufführung des „Christus" empfängt, so macht sich doch sofort der Gedanke geltend, daß hier viel zu viel zusammengedrängt ist. Wenn wir der Frage nachgehen, in welcher Weise etwa Richard Wagner, der ein Meister in der dramatischen Konzeption für die Oper war, das Leben Jesu für die geistliche Oper verwendet hätte, so sind wir überzeugt, er hätte gewiß eine Trilogie daraus gemacht. Er hätte uns die stillen Anfänge des Heilandslebens zuerst dargeboten, dann den Propheten auf der Höhe seines thatkräftigen Wirkens in Galiläa und in Jerusalem und endlich sein Leiden und Sterben. Bei dem Rubinsteinschen „Christus" leidet man unter dem Gedanken, daß zu viel zusammengedrängt wird, und daß infolge davon vieles zu skizzenhaft erscheint. Gerade bei der Aufführung wird man diese Empfindung nicht los. Man muß eben bedenken, daß uns das, was uns hier künstlerisch vorgeführt wird, von Jugend an aufs genauste bekannt ist. Wir gönnen natürlich dem Dichter die dichterische Freiheit, die er auch bei historischen Stoffen in Beziehung auf die Zusammenfügung und Gestaltung hat. Aber er darf dabei eine gewisse Grenze nicht überschreiten; am wenigsten bei biblischen Stoffen. Wir haben das Gefühl, daß dies doch geschehen ist, wenn in dem dritten „Vorgang," dessen dramatische Wirkung sonst außerordentlich ist, die Bergpredigt, die Brotspende, die Begegnung mit der Magdalena, die mit der Ehebrecherin kombinirt wird, die Auferweckung des Jünglings von Nain und der Zug nach Jerusalem zusammengefaßt und im Zusammenhange derselben Szenerie vorgeführt werden. Dazu muß es nach unsrer Meinung dem Dichter auch verwehrt sein, den biblischen Stoff, namentlich wenn es sich um so bekannte Erzählungen wie die Volksspeisung handelt, so umzuwandeln, wie es hier geschieht. Das Volk lagert hier nicht auf den Matten, die Jünger gehen nicht zu den Einzelnen, um das Brot und die Fische zu verteilen (Matth. 14, 19), sondern das Volk stürmt auf den Heiland ein und holt sich das Brot aus dem „Schrein." Es thut uns leid, in mancher Hinsicht gegen den Dichter den Vorwurf erheben zu müssen, daß er dem Texte gegenüber nicht genügend theologisch versirt erscheint. Er setzt die Taufe des Heilands nach der Versuchung und giebt dadurch beiden eine Wertung, die nicht biblisch ist. Es würde zu weit führen, dies hier zu begründen. Wir haben in dieser Beziehung manches in dem frühern Artikel geltend gemacht. Wir bestätigen, daß uns am meisten die Vermischung des Mythologischen mit dem Geschichtlichen unangenehm berührt hat. Der Text bietet sieben „Vorgänge" nebst einem Prolog und einem Epilog. Man hat den siebenten „Vorgang" (Golgatha, Engel und Dämonen kämpfen hier gleichsam um die Seele des Heilands, man sieht in der Ferne die drei Kreuze, die Stimme des sterbenden Heilands erklingt hinter der Szene) in Bremen weggelassen. Man sagte, die szenischen und musikalischen Schwierigkeiten seien zu groß gewesen. Ich gestehe, daß ich dies nur als einen Gewinn an-

sehen konnte. Ziemlich allgemein hatte man die Empfindung, daß der Prolog (die Weihnachtsgeschichte), in dem die drei Könige — ein Maure, ein Nordländer und ein Inder — ihre Reflexionen in recht seltsamer Weise vortragen, zu den schwächsten Partien des Ganzen zähle. Während die Versuchung uns den Vorgang in tiefer Weise menschlich nahe rückt, hat hier die Sage einen völlig unberechtigten Platz erhalten. Bekanntlich ist in der Bibel von drei babylonischen Magiern die Rede. Wir wollen dem Dichter nicht das Recht bestreiten, die geistigen Ideen uns bildlich vorzuführen; die Bibel giebt selbst das Recht dazu. Aber ungehörig erscheint es uns, außerbiblische Sage hineinzuziehen. Noch eins muß ich bemerken: ich habe oben schon ausgesprochen, daß der künstlerische Genuß durch die Fülle des zusammengedrängten Stoffes beeinträchtigt wird. Nicht ganz, aber einigermaßen steht damit im Zusammenhange, daß die Pointirung des leidenden Christus von Anfang an zu sehr hervortritt. Gewiß ergreift sie den Zuschauer mächtig; es liegt uns fern, ihre Berechtigung und Weihe nicht anzuerkennen. Aber es wird sich doch kaum leugnen lassen, daß der Dichter hier einer dogmatischen Idee nachgegeben hat, die geschichtlich nicht völlig berechtigt ist, und der der biblische Bericht entgegentritt. Der handelnde Christus tritt uns eigentlich nur in der Tempelreinigung entgegen, und auch da nicht kräftig genug. Liest man die große Weherede des Heilands Matth. 23 durch, so empfängt man wahrlich einen andern Eindruck von der Kraft seines Auftretens.

Fassen wir alles zusammen, so scheint uns die Bedeutung der Bremer Aufführung darin zu liegen, daß dieser Versuch einem künstlerischen Fortschritt gilt, den man vom Standpunkte der christlichen Religiosität nur freudig begrüßen kann. Was sollte die Kirche zur Opposition bewegen, wenn die Kunst auch in dieser Weise — in musikalisch-dramatischer Weise — sich der heiligen Gegenstände des Glaubens bemächtigt? Sie hat die künstlerische Darstellung heiliger Gegenstände in beschränkterer und einseitigerer Weise längst anerkannt. Warum diese nicht? Dabei folgt die Realisirung der hier waltenden Idee einem Zuge der Zeit und einem mannigfaltig vorhandnen Verlangen. Ein höheres, für das gebildete Gemüt geeignetes Oberammergau rollt sich auf. Wir meinen nicht, daß das, was uns in der neuen „geistlichen Oper" bis jetzt geboten wurde, schon den Gipfel erklommen hat. Aber das scheint durch die Bremer Aufführung doch bewiesen zu sein, daß die Idee selbst eine edle ist, der vielleicht eine große Zukunft bevorsteht. Auch hier mag sich ein Weg eröffnen, der unsre Volksseele wieder mit Macht zur Herrlichkeit der christlichen Welt hinführt, wenn auch nur bis zu ihrer Vorhalle.

Teichmann

Zum Prozeß Mellage

Heute, wo sich die Hochflut der ersten Erregung über den sogenannten Prozeß Mellage gelegt hat und ein Ueberblick möglich ist, wo die Erstwirkungen bereits sich zeigen und die Aufsichtsbehörden den Notverband an den Kranken legen, kann man schon sagen: das war ein Sensationsprozeß ersten Ranges. Nicht, weil Mellage die Sache aufgebauscht hätte — das hat nur sein Verleger durch die „Ausstattung" der Mellageschen Schrift gethan und hierdurch ein übles Vorurteil in dem verständigeren Teile des Publikums erweckt; nicht auch, weil der Heißhunger der Herren von der Feder in stoffarmer Zeit den „Fall" außerordentlich ausgebeutet hätte: Landtag, Kongresse, Weltereignisse aller Art, besonders aber die journalistische Rüstung auf die Eröffnung des Nordostseekanals beengten eher den Raum. Wenn trotzdem beispielsweise ein Weltblatt von der Fühlung der Kölnischen Zeitung in einigen zwanzig Nummern diesen Prozeßverhandlungen und den Leitartikeln darüber in ausgedehntem Maße seine Spalten öffnete, so muß eine so eingehende Berücksichtigung der Sache durch die Presse in der Tragweite dieser Sache und dem ausnehmenden Interesse des Publikums ihren Grund haben.*)

Das Interesse, oder sagen wir lieber das Mißtrauen des Publikums in Ost und West wurde schon während der letzten Jahre geweckt durch eine Reihe von Angriffen auf die bisherige Irrenpflege und Irrenrechtspflege, sowie Anträge auf deren Reform. Zum Teil selber aus laienhaftem Mißtrauen — der Krankheit unsrer Zeit — geboren, würde ihre Befolgung Schlechteres an die Stelle des Bestehenden setzen; immerhin machten sie auf viele solchen Eindruck, daß sie alsbald das Bedürfnis nach Abänderung als längst ausgemacht behandelte, das eben erst ein Gegenstand der Prüfung sein sollte. Kein Wunder, wenn daraufhin einer nach dem andern, der sich in dieser Richtung zu klagen berechtigt glaubte, darunter gewiß auch unverbesserliche Querulanten, denen niemand auf der Welt es recht machen kann, und versteckter Wahnsinn, dessen Gehobenheitsgefühl keine äußere Lage befriedigt, oder ihre Gläubigen und Vormünder im Publikum an die Oeffentlichkeit traten und ein von der Sensation leben wollender Buchhandel schon eine stattliche Reihe aufsehenerregender Schriftentitel im Schaufenster auslegen kann. Ist doch seit langen Jahren das „hochinteressante" Gebiet des Irreseins ein bequemer Tummelplatz der Phantasie für Theaterstücke und noch mehr für Novellen derer gewesen, die eben dadurch verrieten, daß sie keine Irren kennen oder verstehen. Und ist doch die Irrenpflege, solange sie besteht, weil sie Vertrauenssache ist und Verständnis erfordert, ein beliebter Vorwurf der Gehässigkeit geblieben.

An sich macht die Schrift Mellages auch den Eindruck, nur ein Ring in der Kette jener Erscheinungen zu sein, sodaß die erste Untersuchung, die sie hervorrief, niedergeschlagen wurde, ja darin Angeklagte, freilich nicht die persönlich Schlimmsten, den Mut fanden, als Kläger gegen Mellage und Genossen aufzutreten. Aber gerade der Rollenwechsel zwischen Kläger und Angeklagten, den die Feststellungen der Thatsachen im zweiten Prozeß herbeiführte, erhebt dieses mal die Angelegenheit weit über die Stufe dieser bisherigen Zeitfrage.

Wenn nun, nachdem die gesamte politische Tagespresse ihr Urteil abgegeben hat, auch die Christliche Welt von ihrem Sehwinkel aus den Prüfstein anlegt, so bildet der Prozeß in unsern Augen eine Erscheinung innerhalb der katholischen Kirche, die ein ungewolltes grelles, bis nach Belgien und Schottland reichendes Schlaglicht auf den Zustand dieser Kirche geworfen hat, wie nichts andres in neuerer Zeit. Mit wenigen Ausnahmen waren die beteiligten Persönlichkeiten diesseits und jenseits der Gerichtsschranken Katholiken. Ihre Konfession ist nicht allein herrschend am Sitz des Prozesses, in „unsrer katholischen Stadt Aachen," wie die ultramontanen Blätter sie bezeichnen, wo die evangelische Gemeinde, nur einige tausend Glieder umfassend, als sie vor einigen Jahren Gastgeberin der Jahresversammlung des blühenden rheinischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung war, durch keinerlei Festzeichen nach außen hin hervorzutreten wagte; katholisch im eminenten Sinne sind nicht bloß die thatsächlich als Angeklagte aus dem Prozeß hervorgehenden Kreise, sondern katholisch ist auch Mellage wie Forbes; als in der Regel katholisch zusammengesetzt darf kurzweg angenommen werden das Aachener Gerichtskollegium und die dortige Staatsanwaltschaft, die Aachener Regierung und das mitbeteiligt gewesene Münstersche Medizinalkollegium — wo sollten katholische Juristen und andre Beamte richtiger Anstellung finden als in dem überwiegend katholischen Nordwesten? Der katholischen Kirche entstammen auch die zugezognen Kreisphysiker und die hervortretendern unter den Gutachtern: Finkelnburg, Ripping, wahrscheinlich auch Gerlach, gleichwie es die Aerzte Kribben, Kapellmann und Chantraine sind. Katholisch sind die Spitzen der rheinischen Provinzialverwaltung. Katholisch war im großen Ganzen das Publikum im Zuhörerraum und die Tausende vor dem Justizgebäude, die in unzweideutigster Weise zu erkennen gaben, auf welcher Seite sie standen. Es ergiebt sich also aus dem Prozeß nicht allein, was für in das öffentliche Wohl einschneidende Zustände sich

*) Inzwischen haben wir auch die Verhandlungen im preußischen Landtage gehabt. Diese konnten weder von dem Verfasser noch von dem Herausgeber berücksichtigt werden, ebensowenig die mancherlei Nachrichten, die fast jeder Tag noch bringt. Für das, was wir sagen wollten, lag genügendes Material vor. D H

der heutigen katholischen Kirche unbemerkt einnisten können, dern auch, wie wenig diese Kirche mit ihrer viel zu viel riesenen und gefürchteten Einheit und vermeintlich geossenen Kraft im gegebnen Falle ihrer eignen Mitglieder er ist, daß keineswegs Männer der Wissenschaft allein aus n Bann dieser Kirche sich losreißen; und wenn wir von erm Standpunkte aus auch gewiß nicht der Entfesselung Volksleidenschaft das Wort reden können, ein hocherfreues Anzeichen ist es doch, wie das Gefühl für Recht, Wahrt und Menschlichkeit, der Macht des Zentrums mit seiner ulichen Devise zum Trotz, in allen Ständen, auch in den einbar hermetisch verschlossenen katholischen Volkskreisen durchagen kann. Von dem konfessionellen Gesichtspunkte aus nzeichnet den Prozeß auch jene Befürchtung, die einen der wälte auf gerichtliche Feststellung eines Umstandes drängen s, nämlich, daß nicht etwa der Evangelische Bund den Verr der Mellageschen Schrift irgendwie unterstützt habe!

Wie diese Schrift, so könnten auch wir mit einem illustriden Titelbild die Besprechung eröffnen, einem doppelten: t in Aachen leitet vor dem Fronleichnamsfest der Obergermeister eine Stadtratssitzung ein mit dem die Stadtväter uhigenden Bemerken, es sei dafür gesorgt, daß bei der diesrigen Festprozession nicht mehr die Alexianer das Sanktissim mit Fackeln umgeben würden; da drüben in der altngelischen westfälischen Fabrikstadt Iserlohn wird Mellage, vergeblich die Stunde seiner Rückkehr vom Prozeß zu vermlichen gesucht, mit großen Ovationen und einer begrüßenden ntlichen Ansprache des Bürgermeisters vom Balkon aus pfangen. Aber lassen wir das.

In die einzelnen Seiten der Erscheinung eintretend, so ist ellage ein allerseits gut beleumundeter Mann, jedenfalls besseren Hälfte seines Standes als Wirt angehörig. Seine rift und seine Zeitungsartikel mögen in Einzelheiten die ingel aufgeregter Tendenzschriftstellerei aus dem Volke mit schnellen Schlußfolgerungen und nicht immer genau zufenden Unterstellungen an sich tragen, im großen Ganzen esehen sind sie als den Thatsachen leider entsprechend getlich anerkannt worden. Auch seine persönlichen Bemühungen, Segel bis nach Berlin in Bewegung zu setzen, um dem cht zum Siege zu verhelfen, wie die Vorsicht seines Vers, der selber vor dem Druck nach England reiste, um dem rleben von Forbes auf den Grund zu kommen, verdienen erkennung. Hätten beide lediglich die Befreiung von Forbes n Zweck gehabt und nicht auch die Aufdeckung unwiderechlicher allgemeiner schreiender Mißstände, so hätte die sich ihr Vorgehen knüpfende Bewegung weder die Intensität h den Umfang gewinnen können, die sie erhielt; denn der annte katholische schottische Geistliche ist nun einmal keine rde seines Standes, seine psychisch-moralische, durch stoßsen, (nicht Gewohnheits-) Mißbrauch geistiger Getränke verhrte Schwäche ist von allen sachkundigen Seiten anerkannt, e er sich denn auch vor Gericht durchaus als ein unter dem ng zum Alkoholismus stehender Mann mit dem charakteischen geschraubten Selbstgefühl eines solchen, der sich auf vankendem Brett fühlt, herausstellte, und es wurde nur vernt, daß er anstaltsbedürftig sei, es leben ja einigermaßen entrische Opfer der heutigen Kulturperiode schockweise unbedert in der Welt.

Die Anstalt Mariaberg bei Aachen vereinigte in sich ein odlibet von allerlei Unglücklichen: Geisteskranken, Idioten, ileptikern, demeritirten Geistlichen, Trinkern, und solchen sen aller Art, die man unter dem gesetzlichen Sammelnamen ndarme zu bezeichnen beliebt, wie sie bedauerlicherweise auch h immer in unsern Landarbeitshäusern sich angehäuft finden, mmelpunkten eines Ausschusses der Menschheit, für den man nen andern Rat weiß. In ihrem bisherigen Bestande von 0 Pfleglingen übertraf Mariaberg an Zahl die großen Prozial-Irrenheil- und -Pflegeanstalten der Rheinprovinz. Und steht nicht einzig da. Im Ganzen ist nicht weniger als der rte Teil aller rheinischen Geisteskranken, soweit solche unterringen die Provinzialverwaltung die Pflicht hat, von ihr die Hände katholischer Orden gegeben, während die fünf

unter ärztlicher Leitung stehenden Heil- und Pflegeanstalten zusammen 2600 Kranke bergen. Vorausgesetzt, daß jene 660 Pfleglinge allermeist Kranke waren, welche Gesunde sollten ihnen näher stehen und näher treten, um ihr Wehe zu mildern, ihr Wohlbefinden und Wohlgefühl zu fördern und auch solch geknicktes geistiges Leben relativ menschenwürdig zu erhalten — als sachkundige Aerzte? Sind doch der Kranke und der Arzt Korrelatbegriffe. Alles, was die untergeordnete Ausführung der Hut und Pflege betrifft und in andre Hände gelegt werden muß, kann doch sachgemäß allein von ärztlicher Anordnung ausgehen und unter ärztliche Leitung und Ueberwachung gestellt sein. Nun haben zwar die beiden Anstaltsärzte den Alexianern Kurse zur Ausbildung in der Krankenpflege gehalten, ist auch zu dem Zweck eine Instruktion gedruckt gewesen. Nichtsdestoweniger hat in Mariaberg, ungeachtet mehrerer Ansätze zur Abstellung der Mißverhältnisse, jenes natürliche Verhältnis der Aerzte und der Kranken zu einander von Anfang an nur dem Scheine nach bestanden, ein andres hat sich kraft „Gewohnheitsrechts“ erhalten: die „dienenden“ Brüder bildeten von vornherein zwischen beiden aufeinander angewiesenen Teilen einen Keil im Bewußtsein ihrer Selbstherrlichkeit, lediglich gestützt und geschützt durch ihren Ruf als Glieder eines geistlichen Krankenpflegerordens, mit dem Ansehen der Unentbehrlichkeit, ja Trefflichkeit, das solcher Orden innerhalb der katholischen Kirche und Bevölkerung so leicht gewinnt, und doch, wie nun sattsam erhärtet ist, ohne jenes fühlende Verständnis und Mitgefühl, ohne den entwickelten Takt, das erfahrnem weltlichem Wartepersonal beiderlei Geschlechts unter der Leitung und dem Muster psychiatrisch gebildeter und geschulter Aerzte in so erfreulicher Weise eigen wird und dem jüngern Wartepersonal zum Vorbild dient. Bei den Alexianern lag nicht allein die private Vermutung, sondern gewöhnlich auch die letzte Entscheidung über das Vorhandensein einer der verschiednen Krankheitsformen und Todesarten. Was sie für Tobsucht, erotische Erregung, Verfolgungswahnsinn nach Angaben Angehöriger, für Epilepsie und Schlaganfall halten, bedurfte kaum weiterer Untersuchung, sondern war so. Man höre nur den in dieser Beziehung klassischen Zeugen, den famosen Bruder Heinrich, zu der Haushälterin eines andern priesterlichen Klosterinsassen, Reindorfs, sagen: „Wenn R. sich gut Freund mit uns hält, dann wird er bald wieder angestellt. Wer hier einmal ist, dem hat kein Generalvikar und kein Doktor etwas zu sagen; wir sind klüger wie die Doktoren. Wenn R. hier herauskommt, dann wird er schon zahm sein, bei uns werden alle zahm gemacht. R. muß alles essen, sonst wird er nicht für gesund erklärt — wir Brüder kennen das!“ Was diese sauberen Brüder dann nach dem Herkommen belgischer klösterlicher Irrenbehandlung den Kranken als Disziplinarmittel verschrieben und ungezählte Male anwandten, und wie immer sie selber nach unmittelbarem Impuls oder aus natürlicher Roheit eingriffen — ich setze die entwürdigenden und empörenden Einzelheiten ihres Verfahrens als bekannt voraus —, das wurde von den Aerzten der Anstalt Mariaberg meist nicht einmal bemerkt oder, wie die Douchen, von ihnen gebilligt, erst nach dem Erscheinen der Mellageschen Schrift wurde vom ersten Arzt den Brüdern „anempfohlen,“ Dinge wie Tauchbäder nicht mehr ohne seine Genehmigung in Anwendung zu bringen, und die Ordensvorgesetzten machten nur hier und da kurzen Prozeß mit einem Krankenwärter, der sich „verthan,“ d. h. sogar nach ihrer Meinung Mißhandlungen sich hatte zu schulden kommen lassen oder sonst die Anstalt in Verruf zu bringen drohte. Einen weitern eklatanten Beweis dafür, wie die Alexianer so gar nichts von Irrenbehandlung verstehen, haben sie in den Prozeßverhandlungen dadurch gegeben, daß sie Komplotte der Kranken als Grund ihrer Bestrafungen angaben. Komplotte unter Geisteskranken und Epileptikern sind sonst unerhört, sie versetzen uns ins Zuchthaus, ja Bruder Heinrich und Genossen müssen sich eher als Tierbändiger denn als Krankenpfleger vorgekommen sein. So bösartig die Iracundia morbosa Einzelner zu Zeiten auftritt, und so erhöht die Körperkraft des erregten Geisteskranken ist — das ist eben ein Triumph der Erfahrung würdiger Irrenbehandlung, daß der Pfleger sich dadurch nicht mit

erregen läßt, sondern mit der Ueberlegenheit des Gesunden diese Ausbrüche als krankhaft mit den einfachsten Mitteln behandelt, sei es der Nichtbeachtung oder der ableitenden Beruhigung, der vorübergehenden Entfernung des Kranken von dem Ort der Reizung, der Trennung der Personen, die miteinander in Konflikt gekommen, oder nötigenfalls kurzer Isolirung, stets jedoch mit wohlwollender Ruhe. Jene Entschuldigung mit Komplottiren der Kranken läßt tiefblicken in eine Summe vorausgegangner Reizungen der Kranken durch machthabende Brüder in Wort und That als Grundton ihrer „bewährten Methode“ (laut ihrem Inserat im Mosseschen Kalender).

Und nun vergegenwärtige man sich, daß die eigentlichen Vorgesetzten dieser Brüder nach ihrem Bildungsstande und ihrer Gesinnung auf demselben Niveau mit ihren Untergebnen standen. Von dem verstorbnen Rektor Jansen rührt die verräterische Scherzfrage her: „Was für ein Unterschied ist zwischen dem Himmel und einem Alexianerkloster?“ (also nach Jansen selber nicht bloß dem von Mariaberg) mit seiner eignen Antwort: „In den Himmel kommt man schwer hinein, und aus einem Alexianerkloster schwer heraus.“ Sein Nachfolger Rektor Overbeck, der so manche Zwangsmittel angeordnet hat, war seines Zeichens Schneidermeister, Subrektor Heinrich früher Schuhmacher, und der Obere des Ordens, der in Aachen wohnhafte Bruder Provinzial der Alexianer, Welter, der nach eignem Geständnis niemals in Mariaberg war, ist ursprünglich Ackerer, später Unteroffizier gewesen: das waren die Elemente, die nach ausländischen Klosterrezepten seit Jahrzehnten ungestört Irrenpflege an katholischen Geisteskranken und wer weiß wie viel auch an evangelischen getrieben haben. Solche waren es, die nach selbstgemachter Regel des Hauses ungehindert angeblich Kranke aufnahmen, ohne die darüber bestehenden staatlichen Verfügungen auch nur zu kennen, geschweige sie zu beachten.

Neben ihnen bildeten die beiden Anstaltsärzte — für 660 Kranke nebenamtlich und auf Tantieme nach der Kopfzahl der Pensionäre angestellt, der eine seit dreißig, der andre seit acht Jahren, täglich höchstens anderthalb bis zwei Stunden, wenn solange, in der Anstalt anwesend, während in unsern öffentlichen Provinzialanstalten vier bis sechs ständige Aerzte vollauf beschäftigt sind — bloße Schattenfiguren. Ohne klinisch-psychiatrische Vorbildung, theoretisch nur nach dem Grad eignen Ermessens unterrichtet, kannten sie ihre Kranken nur zum geringen Teil; anstatt regelmäßigen Rundgangs durch alle Abteilungen und individueller Beobachtung und Ueberwachung der einzelnen Leidenden ließen sie sich nur einige wenige, auf die ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Grunde gelenkt wurde, ins Sprechzimmer bringen. Von medizinischer Feststellung und Fortführung der Krankheitsgeschichte eines jeden, geschweige der Todesursache der Verstorbnen war nur ein seltener und inkorrekter Ansatz vorhanden: Dr. Capellmann hält ja für unheilbare Kranke eine besondre ärztliche Pflege erklärtermaßen nicht für erforderlich; ebenso schien er es für außerhalb seiner Pflicht zu halten, dem Wartepersonal maßgebende Vorschriften über die Behandlung der Kranken zu machen, umsomehr, da er die Behandlung in bewährten Händen glaubte und seine gelegentlichen Aeußerungen über Kranke denen der Brüder nicht so unähnlich klangen. Daher die erstaunliche Unwissenheit über die wirklichen Vorgänge in der Anstalt. Dr. Capellmann hat noch vor zwei Jahren litterarisch eine Lanze für den Vorzug der Irrenpflege durch religiöse Orden eingelegt (im Aerztlichen Zentralanzeiger 1893 Nr. 29). Da in diesem Falle die Aerzte Mariabergs sich so sehr mit der Irrenbehandlung der Alexianer identifizirten, um nicht zu sagen sich dem Ordenssystem unterordneten, wenigstens anbequemten, so darf man beide Teile zusammenfassend an die katholische Form der Irrenpflege den Prüfstein anlegen, den der bekannte ärztliche Reformer, der Schweizer Sonderegger, treffend irgendwo an die Hand giebt, des Inhalts: Darnach bestimmt sich der Wert einer religiösen Gestaltung, wieviel Würdigung, Herz, liebendes Verständnis, Erbarmen, Rücksicht, Schonung, Fürsorge eine Gemeinschaft gerade für die Unselbständigen, Schwachen, Hilfsbedürftigen ihrer Zeit besitzt.

Auch die staatlichen Aufsichtsbehörden über die A
stalt Mariaberg, sowohl die des Regierungsbezirks im nah
Aachen, als die Provinzialverwaltung bildeten thatsächlich kein
genügenden Schutz für die Insassen. Worin der der Regieru
bestand, haben die Prozeßverhandlungen nicht ersichtlich gemac
sie sind auf diesen wunden Punkt am wenigsten eingegange
Wir erfahren nur, daß die Alexianer meist Wege fanden, zeit
das Bevorstehen einer Revision zu erfahren, um sich darna
vorzusehen, gleichwie verwandte Anstalten durch den Proz
selber vor der nächsten, nunmehr teilweise schon abgehaltn
Revision gewarnt sind und sich darnach vorsehen konnten. D
jahrelangen Bemühungen der Provinzialverwaltung ab
in deren Hand in oberster Linie das Geschick und Ergehen d
Elendesten unter den Geisteskranken verfassungsmäßig liegt, d
Anstalt Mariaberg in den Organismus der heutigen rheinisch
Irrenpflege einzugliedern, erweisen nur den bisher unübe
wundnen Widerstand der Ordensleitung gegen jeden Versu
ihre falsche Selbständigkeit zu durchbrechen, und das Bestreb
des Ordens, durch ermüdende Hinhaltungen die Provinzialve
waltung mürbe zu machen. Es ist keine Frage, daß wir in d
bisherigen Ordenspflege der Irren ein latentes Bollwerk v
Hindernissen vor uns haben, das allerwärts zu überwinden d
vornehmste Aufgabe der nächsten Zukunft sein wird, ein Bollwe
vor dessen vermeintlicher Unantastbarkeit auch die Behörden Sch
hatten. Die rheinische Provinzialverwaltung hat ohne Fra
während der letzten fünfundzwanzig Jahre in der Neugestaltu
der Irrenfürsorge durch ihre gleichzeitige Errichtung der fü
neuen großen Heil- und Pflegeanstalten an Stelle der frühe
einzigen Provinzialheilanstalt zu Siegburg Großes geleistet m
gewaltigen Opfern. Das aber kann ebenso wenig verkan
werden, daß sie bei allem Bestreben objektiv zu handeln si
nur schwer und langsam losringt von der Macht althe
gebrachter katholischer Lebensanschauung. Daher die ihr u
bedenkliche Vorliebe, nach so großen eignen Aufwendung
schon aus Sparsamkeitsrücksichten die Fürsorge für die Pfle
linge unter den Geisteskranken neuerdings mehr und me
gegen Entgelt kirchlichen Genossenschaften, jüngst auf eva
gelischer Seite den Organen der innern Mission zu überweise
sodaß diese das Areal und die Gebäude wie die Pflegekräf
stellen. Sie hat es nun erleben müssen, was dabei herau
kommt, und daß man schließlich auch teuer arbeitet, wenn m
am verkehrten Ende zu sparen vermeint. Für die Rheinprovi
aber, die wie in manchen Wohlthätigkeitseinrichtungen so au
in der Irrenfürsorge an der Spitze zu marschieren glaubte,
es beschämend, daß gerade sie der Welt ein warnendes Exemp
geben muß.

Wenden wir uns zurück zu der Betrachtung des Eingang
daß die Enthüllungen dieser Wochen auf den innern Zusta
der heutigen katholischen Kirche ein uns Evangelischen nic
unerwartetes Schlaglicht werfen. Was ist das für ein u
gehöriges Nebenregiment in Irrensachen, daß Bischöfe, u
gar ausländische, auf die Aufnahme geistlicher angeblicher Geiste
kranker in Irrenanstalten bestimmend einwirken können, daß
für geisteskrank erklären und die Erklärung wieder zurü
nehmen, je nachdem es gilt, unbequeme Personen abzuschieb
oder aber eigne Unannehmlichkeiten ihrethalben zu beseitige
Und welcher Terrorismus und was für ein schmachvoller D
nunziations- und Einschüchterungsunfug schießt ins Kraut, we
die kirchlichen Institute nicht ebensosehr ohne Ansehen d
Person wie die nichtkonfessionellen überwacht werden! Ma
lese noch einmal das Schriftstück, das Rektor Overbeck de
Bruder Ezechiel in die Feder diktirte und durch diesen de
Epileptiker Stubenkämper nach geschehener Mißhandlung de
selben unter Drohungen unterschreiben ließ:

> Nachdem ich vor Wochen von Bruder Ezechiel, nachdem ich i
> gereizt, bestraft worden bin, habe ich mit Bruder Ezechiel mich vo
> ständig ausgeglichen und versprochen, daß ich darüber vollständ
> schweigen werde. Wenn ich jedoch in krankem oder gesundem Zusta
> darüber klagen sollte, dann bitte ich, dem kein Gehör zu schenken!

Der vereidigte Epileptiker Launer, zehn Jahre
Mariaberg und während dieser Zeit mindestens achtmal dur
Douchen disziplinirt, ferner von den Brüdern geschlagen, g

en, getreten, mit Spottnamen bedacht und durch Ausspucken
ihm verhöhnt, erklärte den Sachverständigen, er werde von
Brüdern verfolgt, seitdem er einem besuchenden verwandten
darm die Mißhandlungen der Anstalt geklagt und dieser
eige gemacht habe. Dem Priester Forbes hat Bruder Heinrich
oht, wenn er nicht artig sei, werde er alles, was er von
wisse, in der Germania veröffentlichen. Als Rektor Overbeck
hr, daß Forbes eine Protestantin zur Mutter hatte, verbot
hm, mit Protestanten zu verkehren, und als Forbes zur
hte gehen wollte, drohte derselbe Rektor, er würde ihn,
n er nicht wieder zu Pater Thill, dem Hausgeistlichen des
tterhauses in Aachen, beichten ginge, wie er ein halbes Jahr
an, zu den „Tollen“ schicken. Dem Priester Reindorf, der
r Thränen um Entlassung gebeten, wurde zur Antwort:
as! dem ists schon langweilig? Der muß erst zahm ge-
ht werden.“ Der entmündigte aber vereidigte Zeuge Von
Linden wurde auf die schmutzige Station gebracht, weil er —
rag auf Aufhebung der Entmündigung gestellt hatte, unter
Ankündigung, dort werde er solange bleiben, bis er den
n genannt, der ihm den Brief an den Rechtsanwalt be-
t hätte. Dem Handwerker der Anstalt Schreiner Sauer, der
el Unliebsames in der Anstalt bemerkt hatte, wurde zur
seiner Vorladung als Zeuge im Mellage-Prozeß aus
en die Mahnung an eine alte Schuld mit dem Motiv ins
s geschickt: „Da Sie als Zeuge geladen sind“ und der
hung: „wenn Sie nicht zahlen . . . .“ Als nun die Zu-
de durch Mellage ans Tageslicht gezogen wurden, machte
ct die Zentrumspartei des Landes mit den Alexianern ge-
same Sache, indem sie durch ihre Presse, in Spottversen
ausgegebnen Losungen gegen den Verfasser der Schrift in
Weise hetzte und ihn zu schädigen suchte und seinen Ver-
ger Lenzmann mit Verlust seines Reichstagsmandats be-
te. Ja nicht nur der Acheron wird bei solcher Gefahr
Bewegung gesetzt, sondern von oben her findet geheime
influssung des Prozesses statt. Ein früherer Seelsorger der
alt Mariaberg, der Priester Godizar, der das Herz auf
rechten Flecke hatte und die Augen gegen die Abscheulich-
n nicht verschloß, der sich mehr um die Kranken als um
Brüder kümmerte, zwei jungen Leuten, weil geheilt, aus der
alt verhalf und endlich bei dem Generalvikar in Köln vor-
g wurde über die Mariaberger Zustände, wurde dafür,
hon Angestellter der Anstalt, nicht allein von den Brüdern
erträchtig behandelt, bis er nach zwei Jahren aus seiner
träglich gewordnen dortigen Thätigkeit weggedrängt war,
ern sogar sein neustes Zeugnis über das vor der Kirchen-
rde periodisch abzulegende und abgelegte Tentamen pro cura
sich korrigirt, die Zeit seiner Giltigkeit von einem Jahr
wenige Wochen beschränkt und die Uebersendung von dem
um der Ausstellung, dem 2. Mai dieses Jahres, bis 2. Juni
angehalten, und zwar, nach Vernehmen dieses würdigen
tlichen, weil der Generalobere der Alexianer, Bank, ihn beim
eralvikar in Köln denunzirt hatte, er sei, was nicht wahr,
dem Prozeß mit Mellage in Verbindung getreten. Des
ern soll Bank geäußert haben: „Wenn Godizar vor Gericht
n unser Kloster aussagt, werden wir etwas gegen ihn vor-
gen“!! Diese uns Evangelischen des Westens nur zu be-
te Kampfesweise Roms und seiner Trabanten, sowohl
rhalb wie außerhalb ihrer Mauern, läßt die Befürchtung
englischen geistlichen Gewährsmänner des Verlegers über
es nicht unbegründet erscheinen, der die Bitte entsprang,
öge ihren Namen nicht nennen, sonst sei es bei der strengen
hendisziplin nicht ausgeschlossen, daß sie dasselbe Schicksal
, wie es Forbes bereitet worden sei.

Nimmt man hinzu den mindestens leichtfertigen Umgang
der Wahrheit, der Dr. Chantraine nicht unterscheiden ließ,
er selber beobachtet, und was er nur von den Brüdern
rt, der zwei dieser Brüder wegen Verdachts auf Meineid
hinter Schloß und Riegel gebracht hat; gedenken wir der
hrenden Behandlung, die die dienenden Brüder sich auch
n Geistliche herauszunehmen sich erdreisteten in dem Selbst-
hl der Nebenbuhlerschaft der Orden und der Weltgeistlich-
und wie dann doch um Geldes willen sowohl von ihnen
wie von der bischöflichen Behörde die inhaftirten Geistlichen, ungeachtet sie für geisteskrank ausgegeben wurden, unbedenklich zum Messelesen zugelassen wurden — dann haben wir einen schauerlichen Einblick in heutige innere Zustände der sogenannten Schwesterkirche, mit deren Vertretern politische Bündnisse zu flechten unserm evangelischen Osten noch immer nicht bedenklich erscheint.

Dies alles hatte der Staatsanwalt zu hören bekommen, auch auf ihn konnte es nicht ohne tiefern Eindruck geblieben sein, daß die Gutachter keine Worte fanden, um die enthüllten Ungeheuerlichkeiten in einem Schlußurteil gebührend zusammenzufassen. Und doch folgte ein Strafantrag seinerseits gegen die formell Angeklagten! namentlich deshalb, weil ihm der Zweck religiöser Orden nicht sowohl durch das eigne Verhalten ihrer Glieder als durch die Bezeichnung der vorliegenden Entartung als „gottlos“ die schwerste Beleidigung und schlimmste Schädigung solches Ordens erscheine. Auch der Anwalt von Alexianern hat in seinem Endurteil nicht darüber hinwegkommen können, daß die Brüder nicht um Geldeslohn, sondern aus religiösen Gründen sich der schwierigen Irrenpflege widmeten, als wenn das nicht auch Geldeslohn wäre, wenn das Kloster bereichert wird, als wenn die Brüder nicht wähnten, auch um himmlischen Lohnes willen zu handeln, einerlei wie, und als wenn sie nicht durch ihr Verhalten der Religion bei Licht besehen nur die allerschlimmsten Dienste leisteten. —

Genug und übergenug. Während ich diese Darlegungen niederschrieb, summte mir immer wieder in den Ohren der Spruch:

Greif niemals in ein Wespennest,
Doch wenn dus thust, so greife fest.

Bislang haben es die vorgesetzten Instanzen Rom und seinen Institutionen gegenüber auf dem aufgedeckten Gebiet, wie auf vielen andern, nur zu oft und anhaltend mit dem ersten Teil allein, dem negativen gehalten. Von der Befolgung des zweiten, des positiven Teils, wird es abhängen, ob der nun greifbare Krebsschaden auf die Dauer zum Segen ausschlagen wird.

Im übrigen beschränke ich mich auf eine einzige Anregung, die nichts mit dem oben obwaltenden Gesichtspunkte zu thun, sondern lediglich in der Teilnahme für die Geisteskranken ihren Grund hat. Was ungeeignete Aerzte bei Irren anrichten, liegt jetzt vor aller Augen, und das erfahren die wirklichen Psychiater im täglichen Berufsleben unausgesetzt. Wäre es nicht an der Zeit, jenen Antrag des Vereins der deutschen Irrenärzte, das Studium der Psychiatrie als obligatorisch für Mediziner zu erklären, einen Antrag, der seinerzeit an der Ablehnung des Bundesrats scheiterte, wieder ernstlich in Erwägung zu ziehen, damit in der Folge der unheilbaren Pfleglinge durch Erkenntnis und richtige Behandlung der Geistesstörungen in ihren Anfängen und namentlich durch möglichst baldige Ueberführung solcher frischen Kranken in sachkundige Hände weniger würden; sollte nicht vor allem jede Erteilung eines Kreisphysikats, jede Anstellung von Polizeiärzten als solchen wenigstens in den größern Städten, von Regierungs-Medizinalräten, und erst recht jede, wenn auch nebenamtliche medizinische Thätigkeit an Irren-, Idioten- und Epileptischen-Anstalten an die unerläßliche Bedingung erworbener gründlicherer psychiatrischer Kenntnisse und Anschauungen geknüpft werden?

Verschiedenes

(Der Prolog des Johannesevangeliums in den Hochalpen) In einer Sammlung von Aufsätzen von Eugène Rambert in Lausanne (gest. 1886?), die unter dem Titel: Les alpes suisses erschienen sind, findet sich folgende interessante Mitteilung:

Eine Erinnerung von der Hangbaumalp [im Kanton Uri] wird unauslöschlich in mir fortleben. Am ersten Abend nach dem Abendbrot sahen wir den vierzehnjährigen Bub der Sennen die Hütte verlassen. Es schien uns nur natürlich, daß er nach der weidenden Herde sehen wollte. Aber wir waren überrascht, als wir ihn draußen dann eine Viertelstunde lang vor der Thür der Hütte singen hörten. Er sang mit ganzer Seele und mit voller Kraft, als solle der Gesang bis zu den

fernsten Weideplätzen hinüberdringen. Wir legten der Sache weiter keine Bedeutung bei und dachten nur: das ist ein fröhlicher Bursche. Am nächsten Abend wiederholte sich derselbe Vorgang, obgleich es regnete, und obgleich das Vieh im Stalle eingeschlossen war. Auch diesmal dachte ich, der Junge habe Anfälle von Lustigkeit. Aber am folgenden Abend zur selben Stunde ging er wieder hinaus und sang wieder. Ich horchte auf und hörte seltsame Worte.

Was singt denn euer Knabe da? fragte ich die beiden Urner Sennen.

Die Vesper.

Wieso die Vesper?

Sie erklärten mir, daß es auf der Alp keine Kapelle gäbe, folglich auch keine Abendandacht; an deren Stelle müsse der Gesang des Buben treten.

Und in den andern Sennhütten, ist es da ebenso?

Ja, das ist so Brauch hierzulande.

Als der Bub hereinkam, bat ich ihn, mir zu sagen, was er gesungen habe, und er rezitirte mir ganz wortgetreu die ersten fünf Verse des Evangeliums Johannis: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ . . . Daran schloß sich eine Anrufung verschiedner Heiligen, daß sie für die Wahrheit der geweihten Worte zeugen möchten.

Kannst du mir auch aufschreiben, was du mir da hergesagt hast? — Morgen, wenn der Herr es wünscht, sobald es Tag ist.

Am folgenden Morgen schrieb er mir wirklich in fließender geübter Schrift fehlerlos sein schönes Lied vom Worte auf. Am Abend sang er es wieder, und ich schäme mich nicht zu gestehen, daß es mich zu Thränen rührte. Oft habe ich Hirten ihre Andacht verrichten sehen, aber niemals in dieser Form. Der Knabe versicherte, bei günstigem Winde könne er den Hirten der Oberalp auf der entgegengesetzten Thalseite singen hören. Aber er hört mich dann nicht, fügte er hinzu. Es hängt vom Winde ab. Wenn er mich hört, höre ich ihn nicht.

Und glaubst du, daß er dich heute hört, oder daß du ihn hören wirst?

O, heute ist zu viel Wasser da, die Bäche rauschen zu stark.

Indessen sang er so laut, als könne er das Rauschen der Wasserfälle übertönen; sein Gesang war wie Glockengeläut, voll und mächtig. Er hatte noch eine ungebrochne Knabenstimme; die hohen Töne waren sehr rein, wie gemacht, um das Echo zu wecken. Und der Wiederhall antwortete von allen Seiten. Es war wie ein vollstimmiges Orchester von mehreren Orgeln, das von nah und fern den Gesang begleitete, und all diese Stimmen stiegen zusammen empor zur Wohnung des ewigen Wortes, das zu den Herzen dieser Bergbewohner dringt, auch wenn der Wind ungünstig ist und die Bäche viel Wasser führen. . . .

Ramberts Beobachtung mag ihre Bestätigung finden durch ein Stück aus dem Briefe einer Freundin aus dem Maderaner Thal, also gleichfalls aus dem Kanton Uri, vom Sommer 1894:

Vor einigen Tagen kamen wir abends nach dem Essen auf eine Alp und besuchten den Senn in seiner ärmlichen Hütte. Er wollte den nächsten Morgen weiter ziehen und bereitete alles zur Abfahrt vor. Noch kochte er in einem großen Kessel Käse, den wir schmecken mußten; dabei erzählte er uns von seinem Leben auf den Matten. Es ist ergreifend, wie anspruchslos die Leute sind und wie arm, in dieser wilden Gegend, wo gar nichts wächst, nicht einmal Kartoffeln. Von der Armseligkeit der Hütte macht ihr euch keinen Begriff. Und doch war der Senn so fröhlich, wie es wenige Menschen sind. Als es dunkel war, stieg er auf eine Anhöhe und blies in ein Alphorn, vielmehr er rief mit halb singender Stimme eine Bibelstelle, den Anfang des Evangeliums Johannis, hinein, daß es weithin in die Berge schallte, und von einer weit entfernten Alp kam derselbe Gesang als Antwort. Das ist der Abendsegen und zugleich der einzige Weg, das Gefühl der Gemeinsamkeit zu pflegen bei den weit von einander spärlich wohnenden Menschen. Das kleine Erlebnis gab mir viel zu denken. A Hr

(Ueber den Einfluß des juristischen Elements) in den Behörden der preußischen Landeskirchen hat Konsistorialrat Balan in den Preußischen Jahrbüchern (1894, Heft 1) einen sehr lesenswerten Aufsatz veröffentlicht. Bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes wird auch eine verspätete Hinweisung am Platze sein. Balan weist nach, daß in den Konsistorien das juristische Element der Zahl nach überhaupt nicht überwiege, dem Einfluß nach in den wichtigsten Aufgaben des Kirchenregiments auch nicht, und daß es durchschnittlich das kirchliche Gemeinwohl nicht ernstlich zu schädigen, sondern nur zu fördern und zu sichern geeignet sei. Um einer etwaigen ungünstigen Einwirkung juristischer Mitglieder auf die Geschäftsführung der kirchlichen Behörden wirksam vorzubeugen, gebe es nur ein Mittel: eine zweckentsprechende Auswahl und Erziehung der in kirchenregimentliche Aemter zu berufenden Juristen. Sehr beachtenswert erscheint unter den trefflichen Ausführungen des sachkundigen Verfassers der Satz: „Das durchlöcherte und veraltete Röcklein des preußischen Kirchenrechts will für den in aufstrebender Entwicklung begriffnen Leib der evangelischen Kirche überhaupt weder hinten noch vorn mehr zulangen. In besonderm Maße gilt letzteres von der alten preußischen Landeskirche, wo auf den aus den dürren und armseligen kirchlichen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts herausgebornen elften Titel des zweiten Teils die dem Geiste unsrer Zeit entsprechende, aber anerkannt technisch schlecht redigirte Kirchengemeinde- und Synodalordnung als ein neuer Lappen auf ein altes Kleid hinaufgeflickt ist.“ Das ist in der That eine Quelle vieler Schäden, die man oft genug kurzweg der „Büreaukratie“ in die Schuhe schiebt. Einzelne Stellen des Aufsatzes fordern freilich den Widerspruch oder mindestens den Zweifel heraus. So dürfte die statistische Tabelle über die juristischen und theologischen

Räte in den Konsistorien in einigen Punkten doch wohl noch eine an
Beleuchtung empfangen können. Es ist z. B. allerdings richtig,
im Konsistorium der Provinz Sachsen acht theologische und nur sie
juristische Kräfte thätig sind; aber von jenen acht Theologen sind n
weniger wie drei auswärtige Mitglieder, und von den andern
noch zwei anderweitig amtlich beschäftigt. Auch die Frage soll n
unterdrückt werden, ob nicht doch zuweilen durch die Verteilung der
beiten unter verschiedne „Dezernenten“ einer einseitigen und mehr form
rechtlichen Behandlung kirchlicher Angelegenheiten Vorschub geleistet w
Uebrigens aber wird man sich der sachlichen und beruhigenden Darleg
nur freuen können und vielleicht nur den zwiefachen Wunsch hinzufüg
erstens, daß doch bei der großen und stets wachsenden Arbeitslast
kirchlichen Behörden die Anzahl der juristischen wie der theologis
Mitglieder womöglich noch vermehrt werde, und zweitens, daß die
haftere und zusammenhängende Einführung in das kirchliche Leben
seine Aufgaben und Interessen sich auch auf weitere juristische Kr
erstrecken möchte und nicht bloß auf künftige Konsistorialräte. W A

**(Wie gewinnt die evangelische Kirche ihre verlornen Glie
wieder?)** Eine bedeutsame Frage für Kirche und Schule, aus der Pr
beleuchtet und beantwortet von A. Seydel, Prediger in Berlin. Ber
A. Haack. 47 S. 1,20 Mk.

Verfasser beginnt mit einer Besprechung dessen, was gegenwä
auf kirchlichem Gebiete zur Zurückgewinnung der Entfremdeten geschi
In der Innern Mission und kirchlichen Wohlthätigkeit erkennt er
herrliches Denkmal für die Wahrheit und Echtheit des Glaubens, der
der Liebe thätig ist,“ geeignet, manche entfremdete Seele zum Glau
zu führen, aber doch nicht ausreichend zur Lösung der ganzen Aufg
Aehnlich beurteilt er die Arbeit des Evangelischen Bundes, der Kirchb
vereine, die Bestrebungen zur Belebung der Gemeinden, worunter
besonders den Familienabenden eine bedeutsame Aufgabe zuerkennt, w
bei ihnen „die religiöse Weihe, das erbauliche Moment der beherrsche
Charakterzug“ ist. Wie er schon hier die von manchen bei den Famili
abenden zugleich erstrebte soziale Wirkung einer Annäherung der Stä
als eine Erwartung von „Schwärmern und Ignoranten“ abthut, so
er ganz schlecht zu sprechen auf die in dem Evangelisch-sozialen Kong
verkörperten Bestrebungen. Dessen Freunde werden sich freilich du
seine Kritik nicht getroffen fühlen, die nur beweist, wie schwer es ne
Bestrebungen wird, Verständnis zu finden. Als typisch seien einige S
wiedergegeben: „Der Evangelisch-soziale Kongreß mit seinen Bestrebun
ist offenbar hervorgegangen aus der Erkenntnis, daß das geistige Le
der Gegenwart von der sozialen Frage beherrscht wird, und daß
Kirche deshalb sich mit ihr beschäftigen müsse, wenn sie die ihr zuk
mende Stellung im Volksleben wieder einnehmen und behaupten wo
denn während die religiösen Fragen gegenwärtig in den Hintergr
getreten seien, sei die Brotfrage die Hauptfrage geworden, darum m
auch die Kirche dieser Frage sich zuwenden. Der Evangelisch-soz
Kongreß hat diese Arbeit zu leisten unternommen. Er will unsrer ar
Kirche dadurch aufhelfen, daß er der Gegenwart das Christentum wie
schmackhaft macht durch Verquickung mit sozialen Ideen. Die Kirche
christlichen Sozialismus treiben und dadurch in das Volksleben
greifen; der Geistliche ein soziales Programm haben, wonach er s
ganze Arbeit in Predigt und Seelsorge einzurichten hat“ u. s. w. — M
würde der Broschüre Unrecht thun, wollte man das Maß ihrer S
kenntnis, Objektivität und Urteilsfähigkeit nach diesen Sätzen über
Bewegung, die der Verfasser offenbar nicht aus ihren eignen Urkund
sondern nur aus Parteiblättern kennt, beurteilen. Vielmehr ist die F
derung, die der Verfasser am nachdrücklichsten vertritt, sichtlich auf p
sönlichster Erfahrung begründet. Sie bezieht sich auf die Stellung
Lehrer zu Christentum und Kirche. Im einzelnen wird hier über man
Behauptung, mindestens sofern sie überall zutreffend sein soll, zu strei
sein. Aber daß der Verfasser damit den Finger auf eine böse Wu
legt, ist wohl nicht zu bestreiten. Es liegt doch am Tage, daß der
ligionsunterricht in der Schule oft genug das Gegenteil von seiner A
gabe erreicht. Und zwar aus sachlichen wie aus persönlichen Gründ
Daß daran die Schulung der Lehramtskandidaten einen großen Teil
Schuld tragen muß, liegt in der Natur der Sache. Daß hier wieder
ein wesentlicher Fehler darin liegt, daß häufig genug neuere, dem Den
und den Vorstellungsformen der Gegenwart entsprechendere oder
eingehenderer Durchforschung des urkundlichen Thatbestandes, oft ge
auch aus tieferer Erfassung des Wesens des Evangeliums gewonn
theologische Aufstellungen bei der Unterweisung fast systematisch igno
werden, wird schwer zu widerlegen sein. Verfasser weist dann weiter
auf die Spannung zwischen dem Lehrerstande und dem der Geistlichen h
wodurch der Kirche Schaden erwächst, und macht zum Teil beachte
werte Vorschläge, sie zu mildern. Endlich macht er noch eine Re
von Vorschlägen, um die Vertrauensstellung der Geistlichen zu he
und um ihre Wirksamkeit zu erleichtern.

Ob mit dem allem die große brennende Frage beantwortet ist,
sich die Broschüre stellt? Sind es nicht, um ein Schlagwort des Ta
zu brauchen, nur „kleine Mittel,“ die uns empfohlen werden? Bem
sich Verfasser nicht mehrfach um Bekämpfung von Erscheinungen,
nur Symptome, nicht Herdpunkte der Krankheit sind? Ich kann
alle Desiderien der Broschüre erfüllt denken, ohne daß die Zahl der v
lornen Glieder wesentlich abnähme. Nur etliche Anstöße wären beseiti
aber damit ist noch nicht gegeben, daß sich die widerstrebende tr
Masse nun in Bewegung setzt und mit fliegenden Fahnen zur Kir
zurückkehrt. Und doch ist die Position des Verfassers typisch und dar
wert, ins Licht gerückt zu werden. Er meint, die Ursachen des Abfa
festzustellen hülfe nichts, da sie abzustellen unmöglich wäre, weil sie
der Entwicklung des „geistig-geschichtlichen Lebens“ liegen. Man m

begnügen mit der „Feststellung, in welcher Weise der Abfall vom ıben im gewöhnlichen Leben sich zeigt." „Man zweifelt an der rheit der kirchlichen Grundlehren, an der Glaubwürdigkeit und Auto- der Bibel und an der Wahrhaftigkeit der Geistlichen und Religions- r. Daran schließt sich eine Mißachtung des Christentums als Welt- jauung und ein Verdacht gegen die Kirche, als erfülle sie nicht ihre ion zum Heil der Menschen, sondern zur Befestigung ihrer Herr- t." Und nach dieser Diagnose, die wieder bei den Symptomen stehen ıt, folgt als Verordnung: „Im realen Leben ist ein andres Ver- en zur Wiedergewinnung der Abtrünnigen als die Bekämpfung und erlegung jener anklägerischen Behauptungen nicht möglich." In diesen en verrät sich meines Erachtens die Schwäche der Position, die der fasser vertritt, so beachtenswert eine Reihe seiner Einzelvorschläge als ıe Mittel sind. Und dies hängt mit jener schiefen Beurteilung der ıgelisch-sozialen Bestrebungen zusammen. Die Hauptschwäche des nwärtigen Christentums scheint mir zu sein, daß es zu wenig aktiv, venig praktisch ist, daß es, statt das Salz der Erde zu sein, sich be- gt, die Schlüssel des Himmels und die Urkunden einer „Welt- hauung" zu besitzen. Die Frömmigkeit muß wieder That, muß Leben , nicht bloß Ueberzeugung oder gar nur Lehre. Nicht um ein Ent- er — oder handelt es sich; aber um ein Sowohl — als auch. Die en Seiten können getrennt nicht existiren; sie müssen erstarren. Auch der Schule ist der Hauptfehler, daß die Religion als Lehre und als as, was gelehrt werden kann, erscheint. Dieses Daß ist viel schwer- gender als das Wie. Sind wir Christen wieder innerlich stark genug, er Christentum zu leben, hineinzuleben in die uns umgebende Welt, Konsequenzen daraus mutig und thatkräftig zu ziehen, dann wird die Welt überwinden. Nicht ohne Kampf. Aber unser Herr ist ge- men, nicht Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Matth. 10, 34).

v Soden

(Michael Baumgarten) ein theologischer Charakter für unsre it. Vortrag von C. Werckshagen. Berlin, Georg Karl Wiegandt. Pfennige.

Ein Charakterbild zur Charakterbildung. Wer Freude an kern- en Persönlichkeiten hat, die wie Salz auf die Fäulnis wirken, der dieses Schriftchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen. H-Zw

(Der Sozialismus der Gegenwart) In der Bibliothek der amtlitteratur des In- und Auslandes von Otto Hendel, Halle a. S., unter Nr. 825—829 Der Sozialismus der Gegenwart von il de Laveleye erschienen, übersetzt von Chr. Jasper, mit einem hang: Der Sozialismus in England von G. H. Orpen. 347 S.; 1 Mk. 25 Pfg., geb. 1 Mk. 50 Pfg. Das Buch des belgischen fessors der Staatswissenschaften, der außer seinen Einzelunter- ungen auch ein Lehrbuch der politischen Oekonomie schrieb, behandelt einer ausführlichen Einleitung über die Fortschritte des Sozialismus den folgenden zwölf Kapiteln den Sozialismus Deutschlands in der enwart, die Vorläufer, Fichte und Marlo, Rodbertus, Marx, Lassalle, konservativen, die evangelischen und die katholischen Sozialisten, die ernationale, Bakunin, den Kollektivismus und die Kathedersozialisten. einzelnen Kapitel erschienen als Aufsätze zuerst in der Revue des x mondes und wurden schon 1881 zum erstenmal in Buchform usgegeben. Es ist also begreiflich, daß die Ausführungen des Ver- ers vielfach von den Thatsachen und von der sozialistischen Litteratur holt sind, und daß sich manche Behauptung und Folgerung schon nicht richtig oder nur teilweise zutreffend erwiesen hat. Die populäre stellung der Geschichte des Sozialismus und die leicht faßliche Be- ilung der volkswirtschaftlichen Theorien macht das Buch aber für den en zu einem bequemen Hilfsmittel, sich durch die Lektüre der inter- ıt geschriebenen, lehrreichen Aufsätze mit der geschichtlichen Ent- lung des Sozialismus bekannt zu machen. Zugleich berührt es lthuend, daß der Verfasser, der noch in seinen letzten Jahren vom holizismus zum Protestantismus übertrat und die Ansicht vertritt, das Christentum zwar im Keime die sozialistischen Ideen enthalte, die volle Entwicklung des Sozialismus hemme, weil es Geduld Ergebung fordere und auf die Vergeltung im Jenseits hinweise, die ethische Seite wirtschaftlicher Fragen besonders hervor- ben pflegt. Trh

(Prediger Hülle), der eifrige und vielfach verdienstliche Leiter des istlichen Zeitschriftenvereins hat in einem Vortrage über die sozial- okratische Jugendlitteratur seinem Mißfallen an der Christlichen Welt im emeinen und an einer ihrer Bücherbesprechungen im besondern Aus- k gegeben. Nach dem von ihm selbst versandten gedruckten Bericht sagt über das sozialdemokratische „Bilderbuch für große und kleine Kinder" gendes: „Selbst die Christliche Welt, dieses kirchliche Organ für eitigen Doktrinarismus und unpraktisches Dozententum, läßt sich durch bekannte »Objektivität« das christliche Urteil über diese Litteratur einer Weise blenden, daß sie sogar verschämt für dieselbe eintritt." Begründung seiner Behauptung führt er aus einer Besprechung des hes in Nr. 19 von 1894 einige Sätze an, in denen es heißt: „Es ur folgerichtig, wenn die Sozialdemokratie nicht bloß ihre erwachsenen eder mit der in den sozialdemokratischen Verlagshandlungen ver- ten »Wissenschaft« versieht, sondern auch die geistige Nahrung der nen zu überwachen bestrebt ist. Darin liegt zweifellos etwas Be- tigtes. Einem Manne, der nun einmal die Ueberzeugung hat, daß in der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung von Unhalt- eiten und Ungerechtigkeiten wimmelt, wird man es kaum verargen ıen, wenn er als Vater sich weigert, seinen Kindern Bücher in die d zu geben, die jene Schäden als berechtigt und notwendig hinstellen doch zu verschleiern suchen. Denn mit diesem Mißtrauen betrachtet

der Sozialdemokrat die Jugendschriften der besitzenden (!) Klasse." Und hieran knüpft Hülle folgende Fragen: „Kennt etwa die Christliche Welt solche Bücher? Und ist nicht nach sozialdemokratischer Anschauung auch die Bibel solch ein Buch? Hält es die Christliche Welt als etwas »zweifellos Berechtigtes,« wenn zum Bibelverbot der Ultramontanen noch dasjenige der Sozialdemokraten hinzukommt? Wohin das Liebäugeln mit den Sozialdemokraten in den Kreisen der Christlichen Welt führt, wird auch hier wieder offenbar."

Wir möchten hierauf einiges antworten. Zunächst ist in den zitirten Worten deutlich gesagt, daß der Sozialdemokrat die Jugendschriften der besitzenden Klassen mit dem Mißtrauen betrachte, sie wollten die sozialen Schäden als berechtigt und notwendig hinstellen. Es deutet aber nichts darauf hin, daß dies die Ansicht des Rezensenten sei. Uebrigens gesteht Hülle selbst an einer andern Stelle seines Vortrags die Berechtigung einer solchen Ansicht teilweise zu, wenn er sagt, folgende Auslassung des Vorwärts sei in einigen Zügen nicht unzutreffend: „In den Bilderbüchern der bürgerlichen Kreise findet der Arbeiter stets (!) eine karikirte Darstellung, er ist im besten Falle herabgedrückt zu dem elenden und gebeugten Arbeitssklaven (!), in dem man nur die Sklaventugenden (!) der Demut und des Gehorsams zu idealisiren sucht. Die edlern Tugenden werden nur versinnbildlicht durch Gestalten der »gebildeten und besitzenden« Kreise. Wie vornehm und herablassend zeigt sich da schon die feine »höhere Tochter« als kleines Mädchen gegenüber dem bescheidnen Proletarierkindchen." Sodann kennt Hülle aus der Besprechung in der Christlichen Welt augenscheinlich nur das, was, nach seinen Worten zu urteilen, der sozialdemokratische Verlag zur Reklame abzudrucken für gut befunden hat. Hätte Hülle gelesen, was dort über den Mangel des Religiösen in diesem Bilderbuche gesagt ist, so würde er nicht die thörichte Unterstellung gemacht haben, wir hielten ein sozialdemokratisches Bibelverbot für zweifellos berechtigt. Und selbst wenn man sagt, etwas sei vom Standpunkte der Sozialdemokraten aus berechtigt, so heißt das doch noch nicht, es sei schlechtweg recht und gut. Aber daß wir versuchen, uns auf den Standpunkt des Gegners zu stellen, das nennt Hülle freilich „Objektivität" in Gänsefüßchen. Wir gedenken nun diese Objektivität unbedingt festzuhalten, auch Hülle gegenüber, selbst wenn es ihm mißfallen sollte. Und in dieser Objektivität hegen wir vor seiner unermüdlichen Thätigkeit aufrichtige Hochachtung, wenn wir freilich auch die Hoffnung, die er auf seine Thätigkeit setzt, zum großen Teil für eine Illusion halten. Gegenüber den Gefahren, die von der Sozialdemokratie drohen, giebt es für die christliche Presse nur zwei Wege. Entweder man beschränkt sich auf die positive christliche Erbauung, ohne auf die soziale Frage einzugehen, oder man geht den sozialen Problemen wirklich zuleibe. Jenen Weg schlägt Hülles Sonntagsblatt ein, und diesen z. B. Naumanns Hilfe. Darum tragen auch beide Blätter in sich selbst eine werbende Kraft. Aber die Methode, die Hülle in seinen Arbeiterblättern befolgt, verheißt keinen Erfolg. Die große Frage über das Verhältnis von Arbeit und Kapital wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man die Sozialdemokratie schmäht, die Bestrebungen der „Unintereſſirten" verdächtigt, die Sünden der Großen mit dem Mantel der Liebe zudeckt und einige Geschichtchen erzählt; auch dadurch nicht, daß man (gewiß mit Recht) die sozialen Bestrebungen der Regierung und mancher wohlgesinnter Arbeitgeber rühmend herhorhebt. Das läßt sich das Volk einige Zeit gefallen, aber innerlich gewonnen wird es dadurch nicht, und eine werbende Kraft unter den Besitzlosen hat diese Methode nicht. Ich habe seit Jahren eine Menge von Hülles Arbeiterblättern verbreitet, aber es ist mir kaum jemals vorgekommen, daß einer aus eignem Antriebe ein solches Blatt bei mir bestellt hätte, während ich dies bei dem Sonntagsblatt und der Hilfe wohl erlebt habe. Eine Bewegung wie die Sozialdemokratie wird nur überwunden, wenn man ihre geschichtliche Notwendigkeit zu verstehen sucht, das Berechtigte in ihr anerkennt und sich der in ihr wirksamen Kräfte bemächtigt, niemals aber durch eine Kampfesweise, deren Losungswort ist: „Sei nicht allzu gerecht." (Pred. 7, 17.)

Gustav Habermann

(Die Badische Landeszeitung) Nr. 144 und die Badische Landpost Nr. 143 beschäftigen sich mit unserm Artikel: Falsche Alternativen in der evangelischen Kirche (Nr. 24). Wir nehmen davon nur deshalb Notiz, weil der Sinn unsrer Aeußerung für die badischen Leser dadurch ein sehr andrer geworden ist, daß die Badische Landeszeitung sich erlaubt hat, in dem Satze: „Die Gründung einer badischen Mittelpartei in dem von Dr. Krone vorgeschlagnen Sinne u. s. w." das Wörtchen „badisch" einzuschalten! Man vergleiche unsre Nr. 25, Sp. 562, Z. 9 v. u. Loyal ist das nicht, und unerheblich insofern nicht, als uns an der Kroneschen Schrift das Landeskirchlich-Badische so gut wie gar nicht interessirt hat. Weder hat man uns veranlaßt, in diesem Sinne zu ihr Stellung zu nehmen, noch hat dem Verfasser nach dieser Richtung hin irgend welche Erfahrung oder Mitteilung zu Gebote gestanden. Uns hat das Problem der kirchlichen Mittelpartei als solches interessirt, und dazu haben wir uns geäußert. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Die beiden ersten Quartale werden auf Verlangen für je 2 Mark nachgeliefert. Einzelnummern sind für 20 Pfennige zu haben.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1450. Auch von der Chronik wird Nr. 27 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Die beiden ersten Vierteljahre können noch für je 1 Mark nachbezogen werden. Einzelnummern kosten 15 Pfennige.

Die Verlagsbuchhandlung | Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ludwigsburg, den 24. Juni 1895

Lieben Verwandten und Freunden geben wir hiedurch die schmerzliche Nachricht, daß unser lieber Bruder, Schwager, Neffe und Onkel

Dr. Paul Baumgärtner, Pfarramtskandidat,
zuletzt Vikar in Eningen,

von seinem mehrjährigen schweren Leiden im Alter von 30 Jahren heute früh 4 Uhr durch einen sanften Tod erlöst wurde.

L. Baumgärtner mit Frau
C. Baumgärtner mit Frau
Dr. W. Weiffenbach
Anna Weiffenbach, geb. Baumgärtner

Für das Herzogl. **Lehrerseminar** in Coburg wird zum 1. Oktober d. J. ein geprüfter, pädagogisch gebildeter **Theologe** zur provisorischen Uebernahme einer **Hilfslehrerstelle** gegen eine Vergütung von jährlich 1200 Mk. gesucht. Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen an Seminardirektor Dr. **Staude**.

Heute bescherte uns Gott ein gesundes Söhnchen.
Treptow a. d. Rega, d. 1. Juli 1895
Rektor und Prediger **Henze** und **Frau Anna**, geb. Mensing

Hauslehrer gesucht für zwei Kinder auf e. Gut. Off. unter **K S** Post Pommritz i. S. Photogr. erw. Off. w. nicht zurückges.

Franz. Stud. Theol. sucht **Hauslehrerstelle** für August, September u. Oktober. Erkundigungen: Prof. Dr. **Ménégoz**, 83 Boulevard Arago, Paris.

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr **geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen zeigen hocherfreut an
Kl.-Rhüden b. Seesen a. Harz, 22. Juni 1895
Pastor **Hans Bartels** und **Frau Elise**, geb. Göring

Soeben erschien:
Bibelstudien
Beiträge zumeist aus den Papyri und Inschriften, zur Geschichte der Sprache, des Schrifttums und der Religion des hellenistischen Judentums und des Urchristentums
von
Lic. theol. **G. A. Deissmann**
Mit einer Tafel in Lichtdruck
Preis Mk. 8.—
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

AKADEMISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG VON
J. C. B. MOHR (P. SIEBECK) IN FREIBURG I. B. UND LEIPZIG

Hand-Kommentar zum Neuen Testament
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
== **Einzelausgaben** ==

Aus Band II:
1. **Briefe an die Thessalonicher und an die Korinther.** Vo[n] Professor D. **P. W. Schmiedel.** M. 5.40. In Ganzleinen geb. M. 6.4[0]
2. **Briefe an die Galater, Römer, Philipper.** Von Geh. Kirchenra[t] Professor D. **R. A. Lipsius.** M. 4.60. In Ganzleinen geb. M. 5.6[0]

Aus Band III:
1. **Briefe an die Kolosser, Epheser, Philemon; Pastoralbrief[e]** Von Prof. D. **H. von Soden.** M. 4.50. In Ganzleinen geb. M. 5.5[0]
2. **Hebräerbrief, Briefe des Petrus (I. II.), Jakobus und Juda** Von Prof. D. **H. von Soden.** M. 4.—. In Ganzleinen geb. M. 5.—

Aus Band IV:
1. **Evangelium des Johannes.** Von Professor D. **H. J. Holtzmann** M. 4.—. In Ganzleinen geb. M. 5.—.
2. **Briefe und Offenbarung des Johannes.** Von Professor D. H. **J. Holtzmann.** M. 2.50. In Ganzleinen geb. M. 3.50.

Band I (**Synoptiker und Apostelgeschichte**) kann nur **komplet** (M. 8.—. In Halbfranz gebunden M. 10.—) abgegeben werden.

Töchterheime des Ev. Diakonievereins
in **Cassel** und **Schloß Werdorf.** Ziel: Erziehun[g] zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständigkei[t]. Grundsatz: Mädchen müssen so erzogen werden, da[ß] sie tüchtige Hausfrauen und Mütter sein können, aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt sin[d]. Preis jährlich 800 Mk., für Vereinsmitglieder Selbs[t]kosten. Näheres durch Prof. D. Zimmer, Herbor[n]

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Reden und Aufsätze
Dritte Folge
von **Gustav Rümelin,**
† Kanzler der Universität Tübingen

Nebst Professor Chr. Sigwarts Gedächtnisrede auf Gustav Rümeli[n]. Klein 8°. 1894. Mk. 6.—. In Ganzleinwand gebunden Mk. 7.—.

Inhalt: Gedächtnisrede. I. Reden: Ueber die Temperamente 1881. — König Friedrich von Württemberg und seine Beziehungen zur Landesuniversität 1882. — Die Entstehungsgeschichte der Tübinger Universitätsverfassung 1883. — Ueber die Lehre vom Gewissen 1884. — Ueber die Arten und Stufen der Intelligenz 1885. — Ueber di[e] Berechtigung der Fremdwörter 1886. — Ueber die neuere deutsch[e] Prosa 1887. — Ueber den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre 1888. — Ueber den Zufall 1889. — II. Aufsätze: Justinus Kerner 1862.— Der württembergische Volkscharakter 1863.1884
I. Band Mk. 3.20. Geb. Mk. 4.20. II. Band Mk. 4.60. Geb. Mk. 5.60

Soeben ist erschienen:
Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik
von Dr. **Max Weber,**
o. ö. Professor der Staatswissenschaft in Freiburg i. B.
8°. — 75 Pfge.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.

exkl. Kiste und Porto
—• Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse •—
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck) Berlin, Linkstr.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 27: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse au[f] dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. April bis 30. Juni 1895. Erste Hälfte — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eine Erklärung der Ev. Kztg; Ueber die Göttinger Fakultät; Agende und Apostolikum; Eine der wichtigsten Fragen für die evangelische Kirche; Aus Sachsen-Meiningen — Soziales. Heidenmission: Zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Die zweite Spezialkonferenz des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Konsistorialverfügung; Christentum und Hinduismus — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig